

# DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

18. Jahrgang • Nr. 70 • September 2006



לשנה טובה תכתבו

## Rekonstruktion der Synagoge in der Schopenhauerstraße (Wien)

 Bob MARTENS

Die virtuelle Rekonstruktion nicht mehr vorhandener Synagogen ermöglicht es dem Betrachter von heute, eine Vorstellung von davon zu gewinnen, was einmal war und 1938 brutal zerstört wurde. Das moderne Informationszeitalter gibt uns ein Mittel an die Hand, das uns gestattet, wenigstens Teile dieser „Welt von Gestern“ wieder sichtbar zu machen. Die auf diese Weise rekonstruierten Synagogen lassen uns nicht nur staunend wiederentdecken, wie diese Bauwerke einmal ausgesehen haben, sondern machen uns auch gleichzeitig bewusst, wie viele davon einst integraler Bestandteil des städtischen Gefüges waren.

In den vorangehenden Ausgaben (50, 52, 60 und 68) wurden Ergebnisse laufender Forschungsanstrengungen vorgestellt. Die in diesem Zusammenhang präsentierten Rekonstruktionen basieren auf einem vollständigen, detailgenauen 3D-ComputermodeLL. Gezeigt wurde jeweils eine Auswahl der daraus generierten Visualisierungen.

Die Rekonstruktion des 1889 errichteten Tempels in der Schopenhauerstrasse wurde von *Christoph Oberhofer* im Rahmen einer Diplomarbeit [3] bearbeitet. Das Ergebnis stellt nicht nur Visualisierungen bereit, sondern auch bestimmte Teile der rekonstruierten Synagoge in der Schopenhauerstrasse in Form dreidimensionaler Maßstabsmodelle. Letztere wurden mittels Laserschnitt- und Rapid-Prototyping-Verfahren ausgeführt. Es handelt sich hierbei um neuartige Verfahren im Rahmen des Architekturmodellbaues, welche es ermöglichen, bereits erarbeitete digitale Datensätze mit hoher Präzision in ein physisches Modell zu verwandeln. Christoph Oberhofer wählte für die Umsetzung charakteristische Gebäudefragmente aus. In der Modellbauwerkstätte der TU Delft gelang es ihm nach entsprechender Konversion des Datenmaterials mit Unterstützung von Dr. Martijn Stellingwerff bestimmte Gebäudeteile maßstabsgerecht zu produzieren und danach zu assemblieren. Zunächst wurde ein Modellfragment vom Toraschrein im Maßstab 1:20 erstellt.

Das Modell der Fassade (Maßstab: 1:50) basiert in weiterer Folge ebenfalls auf der Vorstellung, dass sämtliche Bauelemente, welche aus Plattenmaterialien erstellbar sind, mittels Laserschnitt produziert werden. Die verbleibenden Bauelemente werden demnach mittels Rapid-Prototyping am sog. „3D-Drucker“ gefertigt. Dieses Verfahren gelangt übrigens auch in der Medizin (z.B. Schädelknochen aus dem Computertomographen) und in der Molekularphysik für die Verwirklichung von Anschauungsmodellen zur Anwendung.

In Österreich konnte anschließend mit Unterstützung der Firma Bibus ein Bereich rund um den Toraschein vollständig ausgedruckt werden. Es wurde nun das gesamte Fragment mittels Rapid-Prototyping gefertigt. Zum Verfahren sei kurz erwähnt, dass mittels handelsüblicher Ink-Jet Patronen ein spezieller Binder auf schichtweise aufgetragenes Pulver aufgebracht wird. Dadurch ist die Darstellung in Vollfarben ebenso möglich wie eine Variation der Materialeigenschaften (von starr bis gummi-elastisch).

Die hier vorgestellte Rekonstruktionsarbeit basiert im wesentlichen auf einem Beitrag in der *Allgemeinen Bauzeitung* [2]. Es handelt sich dabei um sog. „frisierte“ Überarbeitungen einer Einreichplanung, welche mittels Detailzeichnungen angereichert wurden (z.B. gusseiserne Säulenkonstruktion). Darüber hinaus konnte auch auf aquarellierte Darstellungen zurückgegriffen werden, wie sie bereits bei vergleichbaren Innenraumstudien der Synagoge in der Berliner Oranienburger Strasse Anwendung fanden.

Wie auch bei den vielen anderen Synagogen fehlt der Zugang zu Ausführungszeichnungen, da die Auflösung der jeweilig planenden Büros allzu lange zurückliegt. Auch die Zahl der Publikationen über den Architekten Jakob Modern, der für diesen Tempel verantwortlich zeichnete, ist eher bescheiden.

Auffallend ist jedenfalls die Ausführung der Fassade in Sichtziegelmauerwerk. Pierre Genée weist auf die Ähnlichkeit mit der von Ludwig von Förster und Theophil Hansen erbauten Gustav-Adolf-Kirche (Wien) hin [1].

Die Synagoge in Wien-Währing ist „(...) Beispiel eines ungewöhnlich billig erstellten Gotteshauses.“ [2] Was seine Lage betrifft, so war der Bau im Innenhof angesiedelt. Diese Situierung entspricht jener der Tempelbauten in der Großen Schiffgasse und Schmalzhofgasse.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass die Absicht besteht, bis zum Gedenkjahr 2008 weitere Modelle bzw. zusammenhängende Modellfragmente mittels dieser Verfahren - basierend auf den bereits bestehenden Computermodellen - anzufertigen, um so visuell „begreifbar“ zu machen, was einst vernichtet wurde.

Referenzen

- [1] Genée, Pierre: *Wiener Synagogen 1825-1938*. Wien: Löcker Verlag, 1987.
- [2] Konnerth, Edmund: *Der neue israelitische Tempel in Währing*. In: *Allgemeine Bauzeitung* (1892) S. 10 und Tafeln 32-34
- [3] Oberhofer, Christoph: *Computergestützte Rekonstruktion der Synagoge in Wien-Währing* [Diplomarbeit TU-Wien]. Wien: 2005. ■

tismus, Atheismus und sagenhaft hohler „Spiritualität“. Menschen entfliehen scharenweise den Kirchen und Synagogen. Sie suchen geistige Nähe bei „moderner Kabbala für Jedermann“ oder bei anderen Heilsbringern, die die verschiedenen Religionen und Mystiklehren oft wie einen Supermarkt plündern. Heute legen wir Runen und morgen befragen wir die Tarot-Karten. Zeitgenössische Sackgassen. Natürlich kann man sagen: Was ist das Gute an den Sackgassen? Sie zwingen zur Umkehr.

Bereits 1943 bezeichnete Martin Buber diese aktuelle Orientierungslosigkeit sehr treffend als „Gottesfinsternis“.

„Aber scheint es Euch nicht seltsam, dass es Zeiten gibt, wo es aussieht, als ließe uns Gott immer tiefer in den Dreck geraten und dächte nicht daran uns herauszuholen?“ „Die Zeiten der großen Probe“, erwiderte der ‚Jude‘, ‚sind die der Gottesfinsternis. Wie wenn die Sonne sich verfinstert, und wüsste man nicht, dass sie da ist, würde man meinen, es gäbe sie nicht mehr, so ist es in solchen Zeiten. Das Antlitz Gottes ist uns verstellt, und es ist, als müsste die Welt erkalten, der es nicht mehr leuchtet. Aber die Wahrheit ist, dass gerade erst dann die große Umkehr möglich wird, die Gott von uns erwartet, damit die Erlösung, die er uns zudenkt, unsre eigene Erlösung werde. Wir nehmen ihn nicht mehr wahr, es ist finster und kalt, als ob es ihn nicht gäbe, es erscheint sinnlos, zu ihm umzukehren, der doch, wenn er da ist, sich gewiss nicht mit uns abgeben wird, es erscheint hoffnungslos, zu ihm durchdringen zu wollen. Ungeheures muss in uns geschehen, damit wir die Bewegung vollziehen. Aber wenn das Ungeheure geschieht, ist es die große Umkehr, die Gott erwartet. Die Verzweiflung sprengt das Verlies der

heimischen Kräfte.“ (Martin Buber, Zwischen Zeit und Ewigkeit, Gog und Magog, eine chassidische Chronik, Heidelberg 1978, S.150-151)

In noch ergreifenderen Bildern schilderte Buber in seinem Vortrag „Dialog zwischen Himmel und Erde“ die Zeit der Gottesfinsternis.

„Es ist, als entziehe er sich gänzlich der Erde, als nehme er an ihrem Dasein nicht mehr teil. Wie kann man da leben! ... In dieser Zeit wird gefragt und gefragt: Wie ist nach Auschwitz ein jüdisches Leben möglich? Ich möchte diese Frage richtiger fassen: Wie ist in einer Zeit, in der es Auschwitz gibt, noch ein Leben mit Gott möglich? Die Unheimlichkeit ist zu grausam, die Verborgenheit zu tief geworden. ‚Glauben‘ kann man an den Gott noch, der zugelassen hat, was geschehen ist, aber kann man noch zu ihm sprechen? Kann man ihn noch anrufen? Wagen wir es, den Überlebenden von Auschwitz, dem Hiob der Gaskammern, zu empfehlen: ‚Rufet ihn an, denn er ist gütig, denn ewig währt seine Gnade?‘ ... Wir rechten auch jetzt noch, auch wir noch, mit Gott, eben mit ihm, den wir einst, wir hier, ihn, den Herrn des Seins, zu unserm Herrn erwählt haben.“ (Martin Buber, An der Wende, Reden über das Judentum, Köln 1953, S.104-106)

Sehr schön hat der chassidische Rabbi Nachman die Problematik des Menschen in einem Satz zusammen gefasst, der in einen noch heute beliebten „Niggun“ der Breslover Chassidim vertont wurde: „Die ganze Welt ist eine sehr schmale Brücke - und die Hauptsache ist: gar keine Angst zu haben! (Kol haolam kulo, gesher tsar me'od, v'haikkar lo lefached klal)“.

(Likutey Moharan, Band 5, Lektion 48, Jerusalem 1997) ■

# DAVID

JÜDISCHE KULTURZEITSCHRIFT

**DIE REDAKTION WÜNSCHT  
ALLEN LESERINNEN UND  
LESERN ALLES GUTE, VIEL  
GLÜCK UND ERFOLG FÜR  
DAS KOMMENDE JAHR!**



**AGRIFEED HANDELS GmbH**

Salztorgasse 2/7a A-1010 Wien

Tel.: 01/214 75 97

Fax: 01/214 63 64

agrifeed@agrifeed.com

und Familie Gerendas

wünschen allen Freunden

und Kunden *ein schönes neues Jahr!*

Der Bezirksvorsteher

**Walter Braun**

und die Mitglieder

der Bezirksvorstehung 15

wünschen allen

jüdischen MitbürgerInnen

zu Rosch Haschana alles Gute!

**Klubobmann**

**Herbert Scheibner**

wünscht allen Leserinnen und Lesern

des DAVID und

der jüdischen Gemeinde in

Österreich

ein schönes und friedvolles

neues Jahr 5767!

## Claudio Magris erhielt den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur 2006



Walter Reichel

„Claudio Magris trägt mit seinen Büchern viel dazu bei, dass sich Österreich selber besser versteht: Er schaut durch den Glorienschein der Mythen hindurch und erkennt dahinter die Wahrheit. Er ist ein skeptischer und unbestechlicher Freund. Gerade für diese Freundschaft danken wir ihm“, sagte Bundeskanzler Wolfgang Schüssel anlässlich der Verleihung des Österreichischen Staatspreises für Europäische Literatur, der Ende Juli in Salzburg an den italienischen Schriftsteller und Wissenschaftler Claudio Magris verliehen wurde.



Staatssekretär Franz Morak bei der Verleihung des Österreichischen Staatspreises

Kunststaatssekretär Morak würdigte in seiner Rede Claudio Magris als vielfältigen homo politicus, der sich in seinen Schriften nicht nur mit der Vergangenheit auseinandersetzt, sondern auch zum aktuellen politischen Geschehen Stellung nimmt. So war Magris etwa von 1994 bis 1996 Senator im italienischen Parlament. „Seit vielen Jahren erzählt Claudio Magris überdies als Schriftsteller von der Entgrenzung von Räumen, zu denen Künstler und andere Wahrheitssucher aufgebrochen sind. Ausgehend von seiner berühmten Studie zur österreichischen Literaturgeschichte hat er der kulturellen Öffentlichkeit verblüffend reiche und tiefe Einsichten vermittelt“, so Morak.

Literaturprofessor, Schriftsteller, Gelehrter, Essayist, Übersetzer – das Wirken von Claudio Magris ist vielfältig und zeichnet sich durch Ideenfülle und Geistesreichtum aus. Magris wurde 1939 in Triest geboren, seit 1978 hat er eine Professur für Moderne deutschsprachige Literatur an der Universität Triest inne. Als Kolumnist und Essayist publiziert er in italienischen und anderen europäischen Zei-

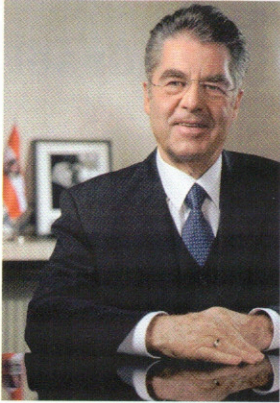
tungen. Durch seine Studien zur mitteleuropäischen Kultur hat er sich vor allem in Italien zu deren größtem Förderer gemacht. Schon als Student der Germanistik ist er nach Wien aufgebrochen, das er als Zentrum seines Ideenreichs begriffen hat.

Mit 24 Jahren veröffentlichte Magris seine Studie über den „Habsburger Mythos in der österreichischen Literatur“. Er erklärt den „habsburgischen Mythos“ in der Literatur in den Nachfolgestaaten der Monarchie als „das Bemühen, für ein immer problematischer werdendes Staatsgefüge Existenzgründe zu finden und auf solche Weise die Energien von der konkreten Wahrnehmung der Wirklichkeit abzulenken.“ Magris stellte später klar, dass nur die Kritik am habsburgischen Mythos dessen „Faszination ins rechte Licht rücke und man ihr nur dadurch entgehen könne“. Magris hat mit seinem Werk in Italien eine begeisterte Beschäftigung mit der österreichischen Moderne seit dem Fin-de-siècle ausgelöst. Die Thematisierung in der Wissenschaft, in den Medien und im Schulunterricht hat in Italien Millionen von Besuchern nach Österreich gelockt.

Magris' andere große Leidenschaft ist das Wasser. Viele seiner Bücher verdanken ihre Entstehung Beobachtungen oder Erlebnissen an Gewässern, die er auf seine Reisen gemacht hat. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber alles Fließenden, des Meeres und der Flüsse, dessen Schreiben aber gleichzeitig fest in der urbanen Kultur Mitteleuropas, in Turin, Prag, Budapest und Wien, wurzelt. Er ist ein leidenschaftlicher Reisender und passionierter Flaneur durch die europäische Kultur, dessen Anker aber unübersehbar in seiner Heimatstadt Triest liegen. Italienische wie deutschsprachige



Bundeskanzler Wolfgang Schüssel würdigt den Preisträger



## Liebe Leserinnen und Leser!

In diesem Jahr, da uns der Krieg an den Grenzen Israels zutiefst betroffen gemacht hat, sind mir anlässlich des Neujahrsfestes Rosch-Ha-Shana die Wünsche für ein friedvolles 5767 ein ganz besonderes Anliegen.

Meinen Friedenswunsch möchte ich gerade der Redaktion des „DAVID“ mit besonderem Nachdruck übermitteln, wird in Ihrer Zeitschrift doch bereits über viele Jahre hinweg der Dialog und das friedliche Zusammenleben der Kulturen in kompetenter und aufschlussreicher Weise zum Thema gemacht.

Die Beiträge für Ihre anspruchsvolle Leserschaft, die in vieler Hinsicht zur kritischen Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart beitragen, zeigen die Vielfalt und Lebendigkeit der jüdischen Bevölkerung in Österreich.

Als Bundespräsident bin ich mir dieser kulturellen Bereicherung unseres Landes sehr bewusst und freue mich darüber.

Ich darf Sie meiner Anteilnahme am österreichischen Judentum, aber weit darüber hinaus, am Schicksal Israels, versichern. Wir alle wissen, dass im Nahen Osten in diesen Tagen und Wochen um einen dauerhaften Frieden gerungen wird, und ich wünsche den Verhandlungen jenen Erfolg, den sich die Menschen diesseits und jenseits der Grenzen Israels von Herzen wünschen.

Ich grüße die Redaktion des „DAVID“ sowie alle Leserinnen und Leser sehr herzlich mit Shalom und wünsche Ihnen ein gutes Neues Jahr!

**Dr. Heinz Fischer**  
Bundespräsident



## Friede und gegenseitiger Respekt!

Verehrte Angehörige der jüdischen Gemeinde,  
liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Anlässlich des Jüdischen Neujahrsfestes ist es mir eine Ehre, allen Lesern meine besten Glückwünsche zu übermitteln. Gerade die Zeitschrift DAVID leistet einen wichtigen Beitrag zum Frieden, sind doch die Verantwortlichen mit unermüdlichen Einsatz bemüht, den lebendigen Kulturaustausch und den Dialog zwischen den Kulturen zu fördern. In diesem Sinne soll das neue Jahr ein Mehr an Frieden bringen, für Israel, Europa und die Welt.

Dieser Wunsch kann nur dann Wirklichkeit werden, wenn wir gemeinsam überzeugt gegen Antisemitismus, Rassismus, Intoleranz und Fremdenhass auftreten, wenn wir uns gemeinsam in Toleranz und Verständnis üben, wenn wir gemeinsam am Ziel einer friedlichen Welt arbeiten.

Zum Kulturaustausch und offenen Dialog gehört auch die Information über und das Interesse für andere Kulturen und Religionen. Auch hier leistet DAVID mit der Dokumentation des Lebens unserer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger in den vergangenen Jahrhunderten einen wertvollen Beitrag.

In diesem Sinne begrüße ich mit Ihnen das neue Jahr und hoffe, dass es von Frieden und gegenseitigem Respekt geprägt sein wird.

**Dr. Andreas Khol**  
Präsident des Nationalrates

## DR. ALFRED GUSENBAUER

GEMEINSAM FÜR EIN GUTES NEUES JAHR 5767 SORGEN



Österreich muss und wird ein Land der Vielfalt und der Offenheit bleiben. Die österreichische Sozialdemokratie - in deren Geschichte bedeutende jüdische Persönlichkeiten eine so große Rolle gespielt haben - sieht sich als ein Garant dafür, dass Rassismus, Antisemitismus, Fremdenhass und Intoleranz im politischen Leben der Republik keine Rolle spielen dürfen.

Dieses Land verdankt seine intellektuelle und politische Bedeutung der Tatsache, dass es Menschen unterschiedlichen religiösen Bekenntnisses und unterschiedlicher nationaler Herkunft eine gleich gute Heimat war und ist.

Die Vielfalt und nicht die Einfalt macht die Stärke Österreichs aus, Weltoffenheit und Toleranz sind die Voraussetzungen dafür, dass sich diese Vielfalt wirkungsvoll entfalten kann.

Mit den Wünschen für das neue Jahr an die jüdische Gemeinde verbindet die Sozialdemokratie das feste Versprechen, diese Werte in unserem Land entschlossen zu verteidigen.

Gemeinsam werden wir dafür zu sorgen haben, dass das neue Jahr 5767 für alle Menschen in Österreich mehr Fairness, Gerechtigkeit und Wohlstand bringen soll. Und dafür steht die SPÖ.



### Werte Mitbürger und Mitbürgerinnen jüdischen Glaubens

Juden und Christen können auf eine gemeinsame zweitausendjährige Geschichte zurückblicken. Die Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden bieten seit den letzten fünfzig Jahren ein grundlegend neues Bild – und gerade das bevorstehende Neujahrsfest sollte weiter Anlass sein, diese Beziehungen zu pflegen und weiter zu verbessern.

Ich darf mir zu diesem Anlass erlauben, allen unseren MitbürgerInnen jüdischen Glaubens anlässlich des bevorstehenden Neujahrsfestes im Namen der Niederösterreichischen Sozialdemokratie meine herzlichsten Grüße zu übermitteln. Wie in der christlichen Tradition ist auch das jüdische Neujahrsfest mit innerer Einkehr aber auch mit einem Neuanfang verbunden. Einkehr und Neuanfang verbinde ich in Zusammenhang mit dem jüdischen Neujahrsfest nicht nur mit spirituellen Dingen, sondern auch mit Überlegungen zum Verhältnis unserer beider Kulturen.

Denn immer wieder flackern überwunden gehoffte Vorurteile auf, immer wieder kommt es zu Missverständnissen. Und gerade deshalb setze ich mich entschieden dafür ein, gegen jede Form von Antisemitismus und Diskriminierung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln vorzugehen. Das friedliche Miteinander von Menschen unterschiedlicher Religionen muss eines unserer vorrangigsten Ziele sein. Judentum und Christentum entspringen gemeinsamen Wurzeln, und teilen viele Werte - daher muss auch gegenseitige Wertschätzung unser Anliegen sein. Ich wünsche mir und Ihnen wie in den vergangenen Jahren weiterhin einen engen und vertrauensvollen Dialog.

In diesem Sinne wünsche ich ein friedliches, glückliches Jahr 5767!

**HEIDEMARIA ONODI**  
**Landeshauptmann-Stellvertreterin**  
**Niederösterreich**



## Beste Wünsche zum Neuen Jahr

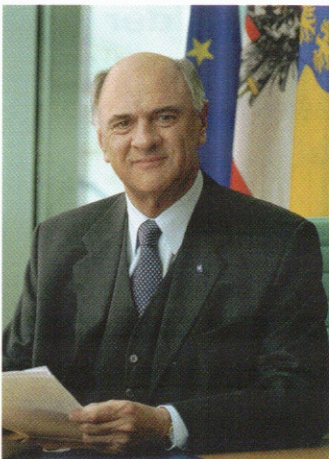
Zum ihrem Neujahrsfest wünsche ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und allen Lesern der Kulturzeitschrift „DAVID“ ein gutes erfolgreiches und friedvolles neues Jahr.

Mit einem Jahreswechsel verbinden die meisten Menschen einen Neuanfang und neue Hoffnung. Ich wünsche Ihnen allen, ganz besonders den Mitgliedern unserer oberösterreichischen jüdischen Kultusgemeinde, viel Glück, Gesundheit und Erfolg im neuen Jahr.

Der Kulturzeitschrift DAVID danke ich für Ihr bereits jahrelanges Bemühen um den kulturellen Austausch. Mit ihren zahlreichen Beiträgen zur jüdischen Geschichte fördert sie das Verständnis zwischen Kulturen und Religionen füreinander.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich für das neue Jahr nochmals alles Gute!

Dr. Josef Pühringer  
Landeshauptmann von Oberösterreich



## Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll

Als Landeshauptmann von Niederösterreich möchte ich allen jüdischen Mitbürgern zum Neujahrsfest alles Gute wünschen.

Gleichzeitig danke ich der jüdischen Kulturzeitschrift DAVID für die Beiträge zur jüdischen Kultur in Österreich und im deutschsprachigen Raum sowie zur jüdischen Geschichte und Volkskultur, die auch einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung leisten.



Ich wünsche unseren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ein wunderschönes Neujahrsfest und ein gesundes, neues Jahr 5767!

Ihre *Maria Rauch-Kallat*

Maria Rauch-Kallat  
Bundesministerin für Gesundheit  
und Frauen

BUNDESMINISTERIUM FÜR  
GESUNDHEIT UND FRAUEN



Zum Rosch-Haschana-Fest  
wünsche ich der  
jüdischen Bevölkerung  
alles Gute für das neue Jahr.

**Dr. Martin Bartenstein**

**Bundesminister für  
Wirtschaft und Arbeit**



Namens der Tiroler  
Landesregierung wünsche ich  
allen Leserinnen und Lesern  
der Zeitschrift DAVID und der  
jüdischen Gemeinde in Tirol  
und in ganz Österreich ein  
schönes und friedliches Rosch  
Haschanah-Fest!

**Dr. Herwig van Staa**  
**Landeshauptmann von Tirol**



**Staatssekretär  
Franz Morak**

wünscht allen Leserinnen und  
Lesern der Zeitschrift DAVID und  
der jüdischen Gemeinde in ganz  
Österreich ein gutes und  
friedvolles neues Jahr.





Liebe LeserInnen des „DAVID“,

Der Anfang eines neuen Jahres ist ein guter Zeitpunkt, um auf das zu seinem Ende gehende Jahr einen Rückblick zu werfen und eine Bilanz zu ziehen.

Wenn ich mir die die Zeit von Tishrei bis Elul des Jahres 5766 ansehe, bemerke ich, dass kein Monat verging, in dem es nicht wenigstens eine Kultur-Veranstaltung aus Israel in Österreich gab. Insgesamt können wir mehr als 50 israelische Kultur-Veranstaltungen in Österreich aufzählen, die in Zusammenarbeit mit der Botschaft des Staates Israel hierzulande stattgefunden haben. Die Bandbreite der Ereignisse spannt sich von Film, über Theater, Musik und Tanz bis zur Bildenden Kunst. Ausstellungen, Konzerte, Filmvorführungen und viele andere Veranstaltungen waren in Wien,

St. Pölten, Linz, Graz, Innsbruck, Klagenfurt, in der Schallaburg, Seefeld, Krems, Bad Hofgastein und Eisenstadt zu sehen, zu hören und zu genießen.

Wer sich über diese Anzahl israelischer Kultur-Veranstaltungen wundert oder sogar sich denkt, „Wie könnte ich über solche Veranstaltungen in der Zukunft informiert werden?“, sollte sich die Website der Botschaft <http://vienna.mfa.gov.il> schon jetzt notieren. Ich bin zuversichtlich, dass auch im Jahr 5767 meine beiden unermüdlichen Mitarbeiterinnen, Mag. Angelika Gnagni und Frau Liat Schoher, weitere Kostbarkeiten des israelischen kulturellen Geschehens dem interessierten Publikum nach Österreich bringen werden. Es lohnt sich, informiert zu sein.

Die Vorstellungen, Aufführungen, Konzerte, Filme und Ausstellungen sollen Israel näher bringen. Sie zeigen die israelische Gesellschaft von einer anderen Perspektive als jener der Tagesnachrichten. In diesem Land, das nur ein Drittel der Größe Österreichs hat, befinden sich Schätze der Geschichte und es herrscht ein reges, kulturelles Schaffen, das die Vielfalt der Menschen widerspiegelt. Natürlich führt der beste Weg zu den schönsten und interessantesten kulturellen Ereignissen über den Flughafen Wien.

Es wäre schön, wenn ich mich bei diesem Kommentar ausschließlich mit der Kultur befassen könnte. Leider haben aber die vergangenen Wochen uns wieder vor die Realität im Nahen Osten gestellt. Wieder musste sich Israel gegen Kräfte verteidigen, deren Ziel es ist, den Staat Israel zu vernichten. Der Kampf um unser Land, um das Überleben des Staates Israel, seiner Menschen, und – ja - auch seiner Kultur, hat viele, viel zu viele Opfer gefordert. Wir werden jedoch nicht aufgeben, „frei in unserem eigenen Land zu leben“.

Am Abend von Rosh Hashana warten noch immer die Familien Goldwasser, Regev und Shalit auf ihre entführten Söhne Ehud, Eldad und Gilad. Hoffen wir alle, dass auch diese Familien ein schönes und gutes neues Jahr erleben werden.

Shana Tova,

**Dan Ashbel**  
**Botschafter des Staates Israel, Wien**



Allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID, allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern in Österreich sowie ihren Verwandten und Freunden in aller Welt wünsche ich ein gutes und friedvolles neues Jahr.

In diesen Wochen blicken wir alle voll Sorge auf die Entwicklung im Nahen Osten. Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands wird alles daran setzen, zu einem dauerhaften Frieden beizutragen. Alles Erdenkliche muss getan werden, um Hass und Gewalt zu beenden und Vertrauen zwischen den Konfliktparteien aufzubauen.

Dies ist eine große Herausforderung, auch für das gemeinsame europäische Handeln.

Vielfalt und Offenheit zeichnen Österreich aus. Anerkennung von kulturellen oder religiösen Unterschieden und gelebte Demokratie müssen auch die Kultur des vereinten Europa prägen. Die Sozialdemokratie tritt mit aller Entschiedenheit dafür ein, dass Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz keinen Platz in unserer Gesellschaft finden.

Vorurteile sind aber letztlich nur durch persönliche Begegnungen und Kenntnisse auszuräumen. Dazu leistet die jüdische Kulturzeitschrift DAVID einen wichtigen Beitrag. Für ihr Engagement, die jüdische Geschichte lebendig zu halten und die jüdische Kultur der Gegenwart zu fördern, gebührt allen Verantwortlichen Dank.

Für das kommende Jahr 5767 Glück, Segen und Gesundheit!

Ihr

Kurt Beck

*Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*



Zum Neujahrsfest Rosch Ha-Schana 5767 möchte ich der Leserschaft und den Herausgebern der Kulturzeitschrift DAVID nach jüdischen Brauch wünschen, dass „Euch allen ein gutes Jahr eingeschrieben werde!“

Gemeinsam mit den jüdischen Gemeinden in Europa, den politischen Kräften in Israel und Palästina dürfen wir als Politiker und Politikerinnen das Ziel, den Frieden im Nahen Osten, herzustellen, nie aufgeben. Für die Christlich Demokratische Union in Deutschland ist das Existenzrecht Israels aufgrund unserer Verantwortung für das Gedenken an die Opfer der Shoa eine besondere Verpflichtung.

So möchte ich uns allen wünschen, dass im neuen Jahr wesentliche Schritte auf dem Weg des Friedens getan werden.

Der diesjährige Klang des Schofarhorns möge uns allen als Mahn- und Weckruf auf dem Weg zum Frieden in den Ohren klingen, so dass das neue Jahr - trotz der aktuellen Ereignisse - mit Zuversicht begonnen werden kann.

Ihre

Ingrid Fischbach, MdB

*(Beauftragte für Kirchen und Religionsgemeinschaften der CDU/CSU Fraktion im Deutschen Bundestag)*



Allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift „David“ übermittle ich in meiner Eigenschaft als Generalsekretär der Freien Demokratischen Partei herzliche Grüße zum Neujahrsfest Rosch-Ha-Shana.

Der alte jüdische Neujahrswunsch“ Zu einem guten Jahr möget ihr eingeschrieben werden“ ist zu diesem Jahreswechsel ganz sicher für alle der dringendste Wunsch und die größte Hoffnung. Neben all den Dingen des Alltages, die uns alle in unserem Land beschäftigen, sind Sie – wie auch ich sicher in Sorge um die weitere Entwicklung in Israel und an seinen Grenzen. Sie können sich dabei gewiß sein, daß wir an Ihrer Seite stehen.

Die FDP wird sich weiter engagiert dafür einsetzen, daß die fragile Situation im Nahen Osten im Interesse der Menschen stabilisiert werden kann. Maßgabe deutscher Außenpolitik ist dabei die Existenz Israels als jüdischer Staat und sicheren Grenzen. Unser Land kann und wird helfen. Im Rahmen der Diplomatie genauso wie beim Wiederaufbau des Zerstörten.

In dieser Gewissheit möchte ich Ihnen auch als Vizepräsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und als stellvertretender Vorsitzender der deutsch-israelischen Parlamentariergruppe im Deutschen Bundestag alle meine guten Wünsche für den Ausklang aus dem alten Jahr und ein friedliches Neues Jahr übermitteln

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Dirk Niebel'.

**Dirk Niebel, MdB**

Generalsekretär der Freien Demokratischen Partei  
Deutschlands



**Zum Rosch ha-Shana-Fest  
wünsche ich den jüdischen  
Bewohnerinnen und Bewohnern  
in Österreich alles Gute!**

**Liese Prokop  
Bundesministerin für Inneres**



*Ich möchte allen Leserinnen und Lesern  
der Zeitschrift **David** sowie der gesamten  
jüdischen Gemeinde Österreichs zum  
bevorstehenden Neujahrsfest meine  
besten Grüße übermitteln.*

**Elisabeth Gehrer**  
Bundesministerin für Bildung,  
Wissenschaft und Kultur

DAS ZUKUNFTSMINISTERIUM

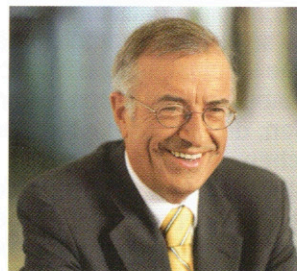
**bm:bwk**

**Der jüdischen Gemeinde in  
Österreich wünsche ich ein  
schönes und friedliches  
neues Jahr!**



**Dipl.-Ing. Erich Haider  
Landeshauptmann-Stv. von  
Oberösterreich**

**Ein jedes neues Jahr gibt Hoffnung für die  
Zukunft. Nehmen wir alle daher auch das  
jüdische Neujahrsfest zum Anlass, weiterhin  
gemeinsam an einer Welt zu arbeiten, in der  
die Menschen miteinander in Frieden und  
Freiheit leben können.**



**Zum Neujahrsfest übermittle  
ich der jüdischen Gemeinde  
in Österreich  
meine besten Wünsche  
für ein glückliches und  
ein erfolgreiches Jahr!**

**Dr. HERBERT SAUSGRUBER**  
Landeshauptmann von Vorarlberg

Der europäische Gedanke war im Volk immer tief verankert. Kulturell haben sich die Rumänen immer als Teil Europas verstanden. Die Beitrittsperspektive sehen viele als Möglichkeit, die „Unglücksphase“ in der rumänischen Geschichte endlich und endgültig zu überwinden. Nach mehreren Diktaturen, die Rumänien im 20. Jahrhundert erlebte, sehen viele in der EU eine Garantie für Demokratie und Stabilität.

Rumänien erlebt zur Zeit einen wirtschaftlichen Aufschwung. Die EU-Mitgliedschaft, verbunden mit der Übernahme der gemeinschaftlichen Standards, wird ausländischen Investoren noch mehr Rechtssicherheit bringen. Weiters bieten die Auflagen der EU zur Korruptionsbekämpfung eine gute Garantie, dass auch die rumänische Gesellschaft die europäischen Fairness-Regeln übernimmt.

Es ist also eine Mischung aus politischen, ökonomischen und kulturellen Argumenten, die für die Mitgliedschaft Rumäniens in der EU sprechen.

*Wie gestalten sich aus Ihrer Sicht die österreichisch-rumänischen Beziehungen?*

Im 19. Jahrhundert hatte die Donaumonarchie im rumänischen Raum eine sehr sichtbare Präsenz. Der Erste Weltkrieg markierte dann den Bruch. Danach begann ein reziprokes Vergessen. Das neu gebildete, kleine Österreich lag geographisch sehr weit entfernt, auch war es im Ersten Weltkrieg militärisch ein Feind. Der Zweite Weltkrieg verstärkte diese Tendenzen noch, danach fiel der „Eiserne Vorhang“ und die „Systemkonkurrenz“ setzte ein.

Die österreichische Neutralitätspolitik trug zur Annäherung zwischen Bukarest und Wien in den sechziger Jahren bei, und es kam zu häufigen gegenseitigen Besuchen hochrangiger Politiker. Zu dieser Zeit belebten sich auch die kulturellen Kontakte, beispielsweise entsandte Österreich einige Lektoren auf rumänische Universitäten. In den siebziger Jahren konzentrierte sich der rumänische Außenhandel stark auf Österreich, wodurch sich die Beziehungen weiter intensivierten.

*Spielte oder spielt Wien als ehemaliges Zentrum der k.u.k-Monarchie im Verständnis der Rumänen eine besondere Rolle?*

Wien ist für die Rumänen auch nach dem Ende der Monarchie immer eine sehr angesehene Stadt geblieben, trotz der räumlichen Distanz. Während der Ceausescu-Diktatur waren die administrativen Hürden für Ausreisen aber sehr hoch. Österreich, speziell Wien spielte eine wichtige Funktion für diejenigen Rumänen, die ins Exil gehen wollten bzw. gegangen sind. In Wien konnten sie sich mit dem Geschmack der Freiheit vertraut machen.

Die meisten Rumänen blieben jedoch nicht in Österreich, sondern wanderten, meistens via das Lager Traiskirchen, in die USA, nach Kanada oder Australien weiter.

*Wie haben sich die bilateralen Beziehungen seit dem Ende der kommunistischen Diktatur verändert?*

Unmittelbar nach 1989 war die Zeit noch nicht reif für einen grundlegenden bilateralen Neubeginn. Erst Mitte der neunziger Jahre haben die österreichischen Investoren Rumänien entdeckt – heute ist Österreich der größte ausländische Investor.

Auch politisch und kulturell haben sich die Beziehungen belebt. Heute herrscht nicht nur unter Wirtschafts-

treibenden, sondern auch bei Politikern, Journalisten oder Wissenschaftler ein großes Interesse an Rumänien. Die fast einstimmige Ratifikation des rumänischen EU-Beitrittsantrages im österreichischen Parlament war ein sehr positives Zeichen.

*Findet in Rumänien eine Diskussion zum jüdischen Erbe des Landes statt?*

In Rumänien ist die Debatte über die Verantwortung des Staates in den unrühmlichen Perioden der rumänischen Geschichte, etwa in Bessarabien, der Bukowina oder beim Jassy-Massaker 1941, sehr lebhaft. So wurde eine internationale Historiker-Kommission unter der Leitung Elie Wiesels eingesetzt, die Ende 2004 ihren Bericht an den Staatspräsidenten übergeben hat. Es stellt ein wichtiges Dokument zum Holocaust und zur NS-Zeit in Rumänien dar, behandelt aber auch aktuelle Phänomene wie Revisionismus und Antisemitismus in der rumänischen Gesellschaft. Es ist wichtig, dass die rumänische Gesellschaft mit dieser Vergangenheit konfrontiert wird, um Gegenwart und Zukunft zu meistern.

Das jüdische Erbe Rumäniens ist heute kein Tabu-Thema mehr. Es steht zur Debatte in akademischen und intellektuellen Kreisen wie jedes Thema der rumänischen Geschichte. Eine wichtige Rolle spielen in diesem Sinne die nach 1990 neu gegründeten Abteilungen für Jüdische Studien an den Universitäten in Klausenburg, Bukarest und Jassy. Auch das Rumänische Kulturinstitut Wien hat in vorigem Frühling eine mehrtägige Judaica-Veranstaltung organisiert. Diese Reihe wird weiter verfolgt.

Es freut mich, dass internationale wie österreichische jüdische Organisationen Rumäniens EU-Beitritt unterstützt haben und auch weiter unterstützen.

*Herr Botschafter, ich danke für das sehr informative Gespräch.*

*Das Interview führte Alfred Gerstl.*

**S.E. Botschafter Univ.Prof.Dr.Dr.hc. Andrei Corbea-Hoisie**

**Geboren : 1951 in Jassy, Rumänien  
Verheiratet mit der Romanistin Magda Jeanrenaud**

**Studium der Germanistik, Rumänistik und Geschichte an der Universität Jassy. Staatsexamen und Diplomprüfungen: 1974 und 1979  
Dr. Phil. der Universität Bukarest: 1988  
Habilitation: 1997.**

**Berufliche Erfahrung  
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Literaturgeschichte der Rumänischen Akademie der Wissenschaften in Jassy: 1980-1982;  
Assistent am Lehrstuhl für Germanistik der Universität Jassy: 1982;  
Dozent an demselben Lehrstuhl: 1982-1990;  
Außerordentlicher Professor: 1990-1995;  
Ordentlicher Professor, Inhaber des Lehrstuhls für Germanistik: seit 1995.**

**Forschungsgebiete  
Geschichte und Kulturgeschichte der Juden im deutschen Sprachraum und in Osteuropa, Sozial- und Kulturgeschichte der Habsburger Monarchie und der Nachfolgestaaten, Deutsche Exilliteratur und Literatur der „inneren Emigration“, Rezeptionsästhetik und Kulturanthropologie.■**



Karl PFEIFER

Jede Woche erscheinen Dutzende Bücher über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust und noch immer gibt es wenig bekannte Aspekte. Der 1947 geborene Jeffrey Herf, Professor für neuere deutsche und europäische Geschichte an der Universität Maryland, untersuchte eine bislang wenig erforschte Frage, wie und warum die Nazi-Propaganda bis Kriegsende „die Juden“ als Hauptfeind Deutschlands betrachtete und ihnen unterstellte, sie wollten Deutschland „vernichten“. Unter dem Titel „*The Jewish Enemy Nazi Propaganda during World War II and the Holocaust*“ publizierte Harvard University Press diesen Sommer Herfs gründliche Schilderung der paranoiden, antisemitischen Darstellung des Weltkriegs durch die Nazi. Er beweist, dass die Politik des „Dritten Reiches“ von der Verfolgung bis zur Vernichtung der Juden von einer Radikalisierung der öffentlich gebrauchten Sprache begleitet wurde.

Herf macht darauf aufmerksam, dass nur wenige von Hitlers Gegnern daran geglaubt haben, dass er seine Drohungen, die Juden zu vernichten, ernst meinte und auch verwirklichen werde. Viele waren der Meinung, dass seine Äußerungen lediglich zynische Bemerkungen eines opportunistischen Politikers seien. Doch Hitler und seine Spießgesellen glaubten fest an die „jüdische Weltverschwörung“ und begründeten damit ihre Drohung, die Juden zu vernichten. Gerade weil sie daran festhielten, dass „die Juden“ hinter den Kulissen die Weltpolitik beherrschten, konnten sie sich und anderen alle Wendungen des Kriegsgeschehens „erklären“.

Herf belegt Parallelen der nazistischen und radikal islamischen Weltanschauung und geht im Detail auf die Tätigkeit des Amin el Husseini ein, der nationalsozialistischen Vernichtungsantisemitismus mit islamischem Fundamentalismus verband. Als wichtigstes religiöses Oberhaupt der palästinensischen Muslime und Mufti der drittheiligsten Stätte des Islams hatte er großen politischen Einfluss, auch auf Muslime außerhalb Palästinas. El-Husseini gelang es während des Aufstandes 1936-39, seine politischen Gegner, meistens durch Gewalt, auszuschalten und eine der wichtigsten Integrationsfiguren der arabischen Nationalisten zu werden. Noch heute wird er von vielen Arabern als Held betrachtet. El-Husseini war den Nazis nicht nur behilf-

lich, Freiwillige für muslimische SS-Hilfsdivisionen in Bosnien zu rekrutieren, sondern er rief während seines Aufenthaltes in Deutschland auch öffentlich dazu auf, Juden zu ermorden.

Während der Aufstand in Palästina noch andauerte, gelang es dem Mufti im Oktober 1937 unter den Augen der Briten aus Jerusalem in den Libanon zu entkommen, zwei Jahre später floh er in den Irak. Dort fand er schnell Kontakt zu einflussreichen deutschfreundlichen Militärs und Politikern. Mit Unterstützung des Mufti putschten diese am 1. April 1941. Auch in diesem Fall war der antibritische Aufstand mit einem direkten Angriff auf Juden verbunden. In Bagdad brach am 1. Juni ein Pogrom gegen die jüdische Gemeinde los. Die Übergriffe dauerten zwei Tage an und kosteten 110 Juden das Leben. Außerdem gab es 240 Verwundete, 86 geplünderte jüdische Läden und Werkstätten sowie 911 zerstörte Häuser und Wohnungen. In der Folge wurde die irakische Armee von den Briten zügig geschlagen und der Mufti und seine Freunde setzten sich in den Iran ab, von wo sie nach einigen Wochen über die Türkei nach Italien

flohen. Amin el Husseini nahm bereits am 6. November 1941 Quartier in Berlin. Am 28. November wurde er von Hitler empfangen. Nach den ersten Begrüßungsformeln kam dieser auf das Thema zu sprechen, das seinem Gast ganz besonders am Herzen lag: „Deutschland trete für einen kompromißlosen Kampf gegen die Juden ein“, führte Hitler aus. „Dazu gehöre selbstverständlich auch der Kampf gegen die jüdische Heimstätte in Palästina, die nichts anderes sei als ein staatlicher Mittelpunkt für

den destruktiven Einfluß jüdischer Interessen.“ Anschließend dozierte er über die aktuelle militärische Lage und betonte, dass das eigentliche deutsche Ziel im Orient „die Vernichtung des im arabischen Raum unter der Protektion der britischen Macht lebenden Judentums“ sei. Der Mufti bedankte sich und äußerte, er habe volles Vertrauen in das deutsche Vorgehen. [ Siehe Abbildung oben]

Am 28. April 1942 bat el Husseini den Reichsaußenminister offiziell um deutsche Unterstützung für die „Beseitigung der jüdisch-nationalen Heimstätte in Palästina“ und hielt eine Rundfunkrede, in der er sagte: „Bevor dieser Krieg entbrannte und die Achsenmächte um der englisch-jüdischen aggressiven Habgier Einhalt



tet. Als Beweis dafür bringen „Antizionisten“ die Tatsache, dass die Jewish Agency das Haavara-Abkommen mit Deutschland geschlossen hatte und es ihr gelang, 60.000 Juden aus dem Dritten Reich bis 1939 nach Palästina zu bringen und ihr Leben damit zu retten. Doch am prinzipiellen Antizionismus der Nationalsozialisten änderte das nichts.

Fünfundsechzig Jahre später, Anfang des 21. Jahrhunderts, werden die alten Stereotypen gegen Juden immer noch in der arabischen und islamischen Welt verbreitet, allerdings begleitet von dem „Argument“, dass Araber gar keine Antisemiten sein können, seien sie doch selbst Semiten.

Arabische und islamische Politiker und Medien versuchen das Überleben eines jüdischen Staates im Nahen Osten mit einer jüdischen Weltverschwörung zu erklären, deswegen auch der außerordentliche Erfolg der Protokolle der Weisen von Zion in islamischen Ländern. In TV-Filmen werden Juden Ritualmorde unterstellt, der Zionismus wird mit Rassismus gleichgestellt und es wird sogar behauptet Israel begehe einen Völkermord an den Palästinensern, während Holocaustleugnung in den meisten dieser Staaten weit verbreitet ist. Kein Wunder, wenn Neonazis in Europa sich davon ermuntern lassen und durch die Holocaustleugnung des iranischen Präsidenten tatkräftige Hilfe erhalten, denn der Iran bietet diesen die Möglichkeit, ihre Thesen zu verbreiten.

Wollten die meisten Gegner seinerzeit Hitler und den Nazis ihre Drohungen nicht glauben, so wiederholt sich diese Haltung bei vielen Europäern, die allerlei „Entschuldigungen“ für die Verbreitung eines aggressiven Antisemitismus in der arabischen und islamischen Welt finden. Es gehört bei vielen Linken und Liberalen zum guten Ton, die Vernichtungsdrohungen zu bagatellisieren, denn sie passen nicht in das Konzept des eigenen humanen Denkens. Da wird aber auch scheinheilig behauptet, dass die angedrohte Auslöschung Israels sich „nur“ gegen einen Staat richtet. Doch die arabische Feindschaft richtet sich nicht nur gegen die jüdische Souveränität, sondern gegen die Anwesenheit der Juden als solche im Heiligen Land, sie richtet sich nicht nur gegen „das zionistische Projekt“, sondern will auch seine Menschen verschwinden lassen. Obwohl bereits zwei arabische Nachbarn einen mehr oder weniger „kalten“ Frieden mit Israel geschlossen haben, bleibt der jüdische Staat der einzige der Welt, den man mit Auslöschung bedroht.

Weitere Literaturhinweise:

Jeffrey Herf., Hg. Gerhard Höpp: „Briefe, Memoranden, Reden und Aufrufe Amin al- Husainis 1940-1945, Klaus Schwarz Verlag Berlin, 2. Auflage 2004

Klaus Gensicke: Der Mufti von Jerusalem, Amin el-Husseini, und die Nationalsozialisten, Peter Lang Verlag, 1988

Klaus-Michael Mallmann / Martin Cüppers: „Beseitigung der jüdisch- nationalen Heimstätte in Palästina“ Das Einsatzkommando bei der Panzerarmee Afrika 1942 und Frank Bajohr: „Im übrigen handle ich so, wie mein Gewissen es mir als Nationalsozialist vorschreibt“. Erwin Ettl – vom SS-Brigadeführer zum außenpolitischen Redakteur der ZEIT. Beide Beiträge in Jürgen Matthäus / Klaus-Michael Mallmann (Hrsg) Deutsche, Juden, Völkermord / Der Holocaust als

Geschichte und Gegenwart, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2006  
Ralf Balke: Die Landesgruppe der NSDAP in Palästina ■



## MMag. Dr. jur. Clemens O. Graninger

*Wirtschaftstreuhand - Beedeter  
Buchprüfer und Steuerberater  
Allgemein beedeter und gerichtlich  
zertifizierter Sachverständiger*

A-1030 Wien, Jacquingasse 31  
Tel: 01/798 53 35, Fax: 01/ 799 21 90  
e-mail: treujaq@nexta.at

wünscht allen Leserinnen und Lesern  
des DAVID ein schönes neues Jahr!

## IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift  
[www.davidkultur.at](http://www.davidkultur.at)

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:  
A-2490 Ebenfurth, Rathausstraße 20,  
Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45,

Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david\_kultur@gmx.at

**Zweck:** Information der Mitglieder und Freunde des  
Jüdischen Kulturvereines DAVID.

**Abonnementpreis:** 4 Ausgaben / EUR 36,-  
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK, Konto: 310 051 51078,  
BLZ: 20111,

IBAN: AT05201131005151078, SWIFT-Code: GIBAATWW,  
RLB NÖ-WIEN, Konto: 07.839111, BLZ: 32000,

IBAN: AT5032000000078389111, BIC: RNLNAT33,  
Deutschland: HYPO Vereinsbank, Konto: 5349214,  
BLZ: 70020270,

**Chefredakteur:** Regierungsrat Ilan Beresin,

**Redaktion:** Dr. Pierre Genée, Mag. (FH) Gustav C. Gressel,  
Mag. Tina Walzer.

**Freie Mitarbeiter:** Mag. Diana Carmen Albu,  
Dr. Gabriele Anderl,

a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Samuel Davidowicz  
Mag. Susanne Swantje Falk,

Dr. Alfred Gerstl, M.A., Mag. Dr. Gerald Gneist, Mag. Dana  
Grigorcea, Univ.-Assistent Dr. Markus Ladstätter,  
DI Isabella Marboe, Mag. Gerhard Milchram,

Dr. Thomas Pankratz, Dr. Felix Schneider,  
Dr. Claus Stephani, HR Dr. Christoph Tepperberg,  
Maurice Tzorf, Mag. Tina Walzer,  
Halina Zajac, Gerhard Zirbs.

### Grundlegende Richtung:

Überparteiliche und  
überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

### EDV-Koordination, Design und grafische Gestaltung:

Turgut Mermertas, Markus Seyser

### Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH  
A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Stampfer-Str. 347,  
Tel: 03178/28 555, Fax: 03178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und  
Fotos wird keine Haftung übernommen.**

**Ausserdem sei grundsätzlich festgestellt, dass sich die  
Redaktion sich das Recht vorbehält Manuskripte zu  
kürzen, bzw. geringfügig zu ändern.**

einer traditionellen Melodie aus dem Hause des Großvaters - gesungen, aber nur noch halb verstanden. Das verhinderte auch nicht, dass man sich nachher an den Sabbatlichern eine Zigarette oder Zigarre anzündete. Da das Verbot, am Sabbat zu rauchen, zu den weithin bekanntesten jüdischen Vorschriften gehörte, lag darin etwas wie bewusste Mockerei. In der Pessachwoche lagen Brot und Mazze in zwei Brotkörben nebeneinander (...). Auch an den Hohen Feiertagen und besonders am höchsten jüdischen Feiertag, dem Versöhnungstag, der von der überwiegenden Majorität noch als Fasttag eingehalten wurde, ging mein Vater ins Geschäft, und von Fasten war keine Rede.“ (Scholem, Von Berlin nach Jerusalem, erweiterte Fassung, Frankfurt a. M. 1994, S.16-17.)

Dieses Durcheinander von Deutschtum und Judentum, welches Scholems Eltern Arthur und Betty umgab, konnte ihn nur mit Argwohn erfüllen. Solcherart vom Elternhaus in Bezug auf die jüdische Tradition irritiert und verwirrt, begann er eine für seine Generation typische Suche nach der eigenen Identität und Herkunft. Er verfolgte eine radikale Linie der persönlichen Rückkehr zum Judentum, wobei er seinen Weg in einem Knäuel von innerjüdischen Auseinandersetzungen und zunehmendem Antisemitismus von außen finden musste. Er entwickelte dabei ein ganz spezifisches Zionismusverständnis, das neben der Emigration nach Israel auch eine säkularisierte Rückkehr zu den jüdischen Quellen beinhaltete. Ein Bruch mit der Welt seiner Eltern war dabei unvermeidlich.

„Ein junger Jude am Anfang dieses Jahrhunderts stand, wenn er nicht aus der streng gesetzestreuen Minorität stammte, einem Prozess fortschreitender geistiger Zerfaserung des Judentums gegenüber. Es gab da etwas Atmosphärisches, was aus der Umgebung eindrang; etwas Bewusstes, indem sich der Wunsch nach Selbstaufgabe und zugleich doch nach menschlicher Würde und Treue zu sich selbst dialektisch verschränkten; etwas von bewusstem Bruch mit der jüdischen Tradition, von der verschiedenartigste und oft seltsame Stücke atomisiert noch herumlagen, und von nicht immer bewusstem Hineinschleudern in eine Welt, die an deren Stelle kommen sollte.“ (Von Berlin, S.30)

Scholem beschreibt in seiner Autobiographie auch die Schicksale seiner drei Brüder, Reinhold, Erich und Werner. Der älteste Bruder Reinhold stand politisch sehr rechts und wurde Mitglied der deutschen Volkspartei. Er führte die Assimilation an das Deutsche noch weiter als der Vater Arthur. So schrieb er in einem Brief seiner Mutter Betty an Gershom Scholem folgenden Zusatz:

„Meinem jüdischen Bruder viele Grüße.“ (Betty Scholem, Gershom Scholem, Mutter und Sohn im Briefwechsel, 1917 – 1946, München 1989, S.49).

Scholem erzählte über ihn eine sehr bezeichnende Geschichte:

„Er wollte mit Leib und Seele Deutscher sein, und nicht nur, weil wir in diesem Land Bürgerrechte erhalten hatten. Später wurde er Mitglied der Deutschen Volkspartei, die eine Partei der Mitte auf der Schwelle zum Liberalismus und Konservatismus war. Vermutlich wäre er, wenn die Deutschnationalen Juden als Mitglieder begrüßt hätten, dort eingetreten. Als wir ihn, der 1938 nach Australien ausgewandert war, kurz nach seinem 80sten Geburtstag in Zürich wiedersahen, fragte meine Frau, die sich in deutschen Verhältnissen nicht auskannte, was er denn eigentlich sei. Er sagte, vielleicht etwas überspitzt: Ich bin Deutschnationaler. Was, sagte sie, und das nach Hitler? Ich werde mir doch meine Anschauungen nicht von Hitler vorschreiben lassen, erwiderte er. Sie blieb sprachlos.“ (Von

Berlin, S.47).

Erich folgte der politischen Richtung der Eltern. Er war Mitglied des Demokratischen Klubs und übernahm mit Reinhold den Druckereibetrieb ihres Vaters. Werner vervollständigte das bunte Bild der Brüder: er wurde 1924 Reichstagsabgeordneter der KPD. Er, den die „Rote Fahne“ als ultralinken Intellektuellen einstufte, schloss die KPD 1926 aus der Partei aus. 1933 wurde er von den Nazis verhaftet und 1934 freigesprochen. Er blieb aber in Schutzhaft und trat den Leidensweg durch mehrere Konzentrationslager an. 1940 wurde er in Buchenwald erschossen. Betty, Reinhold und Erich konnten rechtzeitig Deutschland verlassen. Betty schrieb 1931 rückblickend über ihren Sohn Gershom und seinen Zionismus:

„Von diesem Zeitpunkt wohl interessierte er sich für Hebräisch u. Zionismus, der damals ein Kampfschrei war u. viel Unfrieden in den Familien verursachte. Denn die meisten Väter wollten nichts davon wissen u. auch unser Vater war der Meinung, dass so betontes Nationaljudentum nur den Antisemitismus verschärfen müsse, während doch der Zionismus ganz offensichtlich nur dessen Folgeerscheinung war. Arthur reizte den Jungen fortgesetzt durch Schimpfen auf die Zionisten (...). Gerhard wurde durch den Widerstand natürlich keineswegs von seinen Ideen abgezogen, sondern begann einfach, die Türen zu seinen Bezirken zu schließen. Er lernte Hebräisch u. las bei dem alten Rabbiner Eschelbacher Talmud, ohne etwas davon verlauten zu lassen, sein Verkehr blieb uns unbekannt.“ (Mutter und Sohn im Briefwechsel, S.530-531).

Scholem lernte Hebräisch bei seinem Religionslehrer Barol und übte mit verschiedenen Grammatiken und Übungsbüchern zuhause. Um „ein Jude zu werden“, wollte er Hebräisch lernen und die Tradition erfahren.

„Als ich nach Hause kam und sagte, ich denke, ich möchte ein Jude werden, antwortete mir Papa mit der Maxime, die damals unter den Deutschen Juden populär war: Juden sind nur gut, um in die Synagoge zu gehen (...). Ich war nicht sicher, ob ich ein praktizierender Jude sein wollte. Aber ein Jude wollte ich sein.“ (Devarim be-go I, S.14).

Von nun an begann er regelmäßig die liberalen und dann auch die orthodoxen Gottesdienste in den Synagogen zu besuchen. Die jüdische Gemeinde Berlin hatte vor dem Ersten Weltkrieg verboten, dass in den Religionsschulen offiziell Talmud oder ähnliche Quellen gelehrt werden. Dies wäre nicht in Einklang mit ihrer liberalen Gesinnung. Eine Anzahl von traditionellen Lehrern hatten Klassen auch ohne Bezahlung eröffnet. In solch einer Klasse wurde er von dem orthodoxen Rabbiner Isaak Bleichrode unterrichtet. Das Lernen der jüdischen Quellen war ein fester Bestandteil von Scholems Zionismus-, bzw. Judentumsverständnis.

„Wenn ich mich frage, ob ich eigentlich je das hatte, was man in meiner Beziehung zur Erfahrung des Jüdischen ein Erlebnis nennen dürfte, so weiß ich nur eine Antwort. Das war die Erschütterung im Frühjahr 1913, als ich an einem Aprilsonntag bei Bleichrode die erste Seite des Talmud im Original lesen lernte (...). Es war meine erste traditionelle und direkte Begegnung nicht mit der Bibel, sondern mit jüdischer Substanz in der Tradition. Jedenfalls hat diese Begegnung meine Bewunderung für das Jüdische und meine Hinneigung dazu mehr als jede andere, die ich dann später auf diesem Gebiet gehabt habe, bestimmt.“ (Von Berlin, S.53).

Mit großer Intensität arbeitete sich Scholem in das Studium der jüdischen Quellen ein. Er wurde 1913 Mitglied der 1912 in Kattowitz gegründeten „Agudas Jisroel“, einer orthodoxen Weltorganisation. Er trat dort nicht ein, um ein praktizierender Jude zu werden. Er wollte das Wissen der



Vielfalt von Möglichkeiten, Wahrheiten zu finden. So ist es verständlich, dass er jede Form einer dogmatischen Theologie verachtete. Judentum konnte für ihn nicht eindeutig definiert werden. Es war für ihn nicht allein säkularer Zionismus oder religiöse Tradition. Judentum bedeutet eine geschichtliche Aufgabe, die sich immer wieder neu stellt, solange es Juden gibt. Er wollte kein versponnenes romantisches Fabulieren über die Zukunft des Judentums, sondern das in die Krise geratene jüdische Selbstverständnis durch das Versenken in die Vergangenheit modernisieren. Dieses neue jüdische Geschichtsbewusstsein war ohne die Verknüpfung mit der Auswanderung nach Israel und dem Erlernen der Hebräischen Sprache nicht denkbar. So verwundert es nicht, dass er bereits 1923, nach Abschluss der Promotion, nach Israel einwanderte. Er wurde Bibliothekar an der hebräischen Abteilung der Nationalbibliothek in Jerusalem. Zwei Jahre später erfolgte seine Berufung als Dozent an die neu gegründete „Hebräische Universität“.

„Jedenfalls wurde ich wenige Monate nach der mit großer Feierlichkeit erfolgten Eröffnung der Universität (Anfang April 1925) als Dozent für das bis dahin wissenschaftlich so gut wie unerforschte Gebiet der jüdischen Mystik berufen und konnte meine ganze Arbeitskraft von meinem 28. Jahr an

der Forschungsrichtung zuwenden, die mein kurz vorher verstorbener Vater als brotlose Künste beklagt hatte.“ (Walter Benjamin, S.162-163).

Er blieb Erforscher der Kabbala und wurde selbst nie Kabbalist. Seine Frau Fania erzählte später:

„1940 kamen die sieben größten praktizierenden Kabbalisten der Welt zu uns nach Jerusalem in die Abarbanelstraße an unseren Küchentisch und wollten das eine Wort von Gerhard haben, das einzige Wort, das Hitler tötet... Die sieben größten praktizierenden Kabbalisten der Welt... saßen um unsern Küchentisch, saßen vom Abendstern zum Morgenstern, beschworen Gerhard das einzigen Wortes wegen... Und als der Morgenstern untergegangen war... standen die sieben größten Kabbalisten auf vom Tisch und gingen fort, denn Gerhard... er hat es ihnen nicht gesagt, das Wort... Natürlich gibt's das Wort... natürlich hat er es gekannt... (er hat es nicht gesagt), weil er gewusst hat... dass er nicht eingreifen darf in den Ablauf der Geschichte.“ (Ulla Berkowicz, Vielleicht werden wir ja verrückt, eine Orientierung im vergleichenden Fanatismus, Frankfurt a. M. 2002, S.74-75) Scholem blieb auch zeitlebens Zionist und gab seine Hoffnung auf eine geistige Renaissance des Judentums durch und in Israel nie auf. Er starb 1982 in Jerusalem. ■

## Servitengasse 1938

### Schicksale der Verschwundenen

Ein Erinnerungsprojekt von Bürgerinnen und Bürgern aus dem 9. Bezirk



Ursula STERN

#### Das Projekt

spürt den Schicksalen der vertriebenen und ermordeten jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner einer ganzen Gasse – der Servitengasse – nach. Ziel des Projektes ist es, dieser Menschen zu gedenken und die Erinnerung an sie durch ein sichtbares Symbol in der Öffentlichkeit und durch eine gemeinsame Erinnerungs- bzw. Vermittlungsarbeit in das Gedächtnis unseres Bezirkes einzuschreiben.

#### Was wollen wir wissen?

Was ist in unserer Wohnung, in unserem Haus, in unserem Bezirk mit den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern während der NS-Zeit passiert? Wer waren diese Menschen? Wo haben sie gearbeitet? Hatten sie Kinder? Ist den Menschen die Flucht vor dem NS-Terror geglückt oder wurden sie im KZ ermordet? Gibt es Überlebende oder Nachkommen?

#### Warum die Servitengasse?

Die Servitengasse steht exemplarisch für viele andere Gassen im 9. Bezirk: 1938, vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten, waren oft mehr als die Hälfte der HausbewohnerInnen jüdischer Herkunft. Aus ehemaligen Nachbarinnen und Nachbarn wurden über Nacht Feinde, systematische Ausgrenzung und Beraubung gehörten ebenso zur Geschichte dieser Gasse wie die vielen Delogierungen, Einweisung in Sammelwohnungen, Deportationen oder der oft verzweifelte Kampf, in einem anderen Land Aufnahme zu finden. Einige BewohnerInnen des Hauses Servitengasse 6 haben bereits nach den Schicksalen ihrer „verschwundenen Nachbarn“ geforscht. Aus dieser

Eigeninitiative ist mit Hilfe der Agenda 21 am Alsergrund die Idee der Ausweitung des Projekts auf die ganze Gasse entstanden.

#### Was soll mit dem Ergebnis geschehen?

Die Forschungsergebnisse werden der Öffentlichkeit vorgestellt und in einer wissenschaftlichen Publikation vorgestellt. Einzelschicksale werden hier anhand von Akten und Dokumenten dargestellt. Interviews, Fotos und Schreiben von Überlebenden oder Nachkommen ergänzen die dokumentarischen Quellen. Darüber hinaus soll ein Symbol im öffentlichen Raum der jüdischen Bevölkerung einen Platz in der Gesellschaft wiedergeben. Ziel ist es, im Dialog mit den BewohnerInnen eine vielschichtige Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit in Gang zu bringen. In die Vermittlungsarbeit einbezogen werden sollen Schulen, die Volkshochschule sowie Vereine im 9. Bezirk.

#### Wer sind wir?

Die Projektgruppe „Servitengasse 1938“ sind Bürgerinnen und Bürger, großteils wohnhaft im 9. Bezirk, deren Anliegen es ist, die Schicksale ihrer „verschwundenen Nachbarn“ aufzuarbeiten. Die Gruppe setzt sich aus Personen unterschiedlicher Berufsbildung zusammen, einige Mitglieder haben bereits an ähnlichen Projekten mitgearbeitet.

Interessierte wenden sich an: „Servitengasse 1938“, c/o Agenda21 am Alsergrund, 1090 Wien, Liechtensteinstr. 81/1/1, Tel.: 0676/7066138, eMail: [Servitengasse1938@gmx.at](mailto:Servitengasse1938@gmx.at), <http://www.servitengasse1938.at>. ■

nach außen hin Rechnung trug. Er wurde in den Jahren 1854-58 errichtet. Durch die neuen Möglichkeiten, die sich nun darboten, setzte innerhalb der jüdischen Gemeinschaft eine verstärkte Auseinandersetzung mit der Bauaufgabe „Synagoge“ ein. In dieser Zeit des aufkeimenden Historismus liegt dabei der Fokus des Interesses besonders auch auf der Suche nach dem „richtigen Stil“. Die Frage „Wie sollen wir bauen?“ spiegelt vor allem aber auch eine grundsätzliche Frage nach der Identität innerhalb des Judentums wieder, die zu stellen zu diesem Zeitpunkt durch die neu gewonnenen Freiheiten und Rechte erstmals möglich geworden war. Bei der Suche nach der „richtigen Art des Bauens“ ging es zunächst einmal um eine grundsätzliche Entscheidung bezüglich der liturgischen Ausrichtung der Synagoge. Hier gab es zwei konträre Ansätze: ein Typus folgte dem orthodoxen Ritus und platzierte den Almemor im Zentrum des Synagogenraums. Der andere, der sich am reformierten Ritus orientierte, sah eine Längsausrichtung des Raumes – vergleichbar mit dem Schema einer christlichen Basilika – vor, bei der Thoraschrein und Almemor gemeinsam an der Ostwand angesiedelt waren. Viele weitere Unterscheide, in Fragen wie etwa der Einstellung zur strengen oder weniger strengen Abgrenzung eines Bereiches für Frauen oder auch der Art der Verwendung von Musik in der Synagoge, spiegeln eine Diskussion wider, in welcher der Bau – stark vereinfacht gesprochen – stellvertretend für Assimilation einerseits und Bewahrung der eigenen Werte und Traditionen andererseits steht. Gleichzeitig mit diesen grundlegenden Überlegungen zur Bauform existierte noch die Frage nach dem Stil, die – im Gegensatz zu jenen Aspekten, die nur den Innenraum betrafen – nun durch die Repräsentation des Baus nach außen hin und in gewisser Weise auch mit einer Positionierung des Judentums innerhalb der Gesellschaft zusammenhing. Der Diskurs um den Stil hatte verschiedenste Facetten: So konnte der orientalisierende Stil als Ausdruck eigener jüdischer Identität – bis hin zu einer nationalen jüdischen Identität – angesehen werden. Für Kritiker hingegen griff er eine Formensprache auf, die keine originär jüdische war, sondern vielmehr an muselmanische Bauten erinnerte, und die Gemeinschaft damit noch stärker als „fremd“ und unzugehörig erscheinen ließ. Ein anderer Ansatz war die Rezeption der Stile christlicher Gotteshäuser von Romanik, Gotik bis Renaissance – in Wien seien hierbei besonders die Bauten Max Fleischers im Stil der Ziegelgotik erwähnt – die für die Befürworter ein Zeichen von Gleichstellung, Anpassung und Zugehörigkeit war, von vielen aber auch scharf kritisiert wurde. Die Auseinandersetzung wurde nicht zuletzt verstärkt dadurch, dass nach der Lockerung des Niederlassungsrechts und der Gewährung der vollen Glaubens- und Religionsfreiheit durch das Staatsgrundgesetz des Jahres 1867 viele Juden aus den östlichen Gebieten des Habsburgerreiches den Weg nach Wien gefunden und dabei auch ihre religiösen Anschauungen und Gepflogenheiten Einzug in die Hauptstadt gehalten hatten. Des Weiteren begaben sich diverse Forscher, sowie andere Interessierte und Suchende – unter ihnen auch viele Künstler – auf ausgedehnte Reisen. Zahlreiche Publikationen setzten sich mit dem osteuropäischen Judentum auseinander.<sup>10</sup> Im Weiteren wird gezeigt werden, wie sich unterschiedliche Aspekte dieser Thematik im Kleinen an einem Bauprojekt wie der Synagoge für Wien-Hietzing aufzeigen lassen.

## 2. Der erste Wettbewerb

Die Notwendigkeit eines Ortes zur „Abhaltung von Gebetsversammlungen“ in Hietzing bezeugt eine Quelle zum ersten Mal für das Jahr 1877, als der jüdische Baron Königswarter seinen Glaubensgenossen, die hierher auf Sommerfrische gekommen waren, seine Villa vorübergehend zu diesem

Zweck zur Verfügung stellte.<sup>11</sup> Bis zum Jahre 1912 hatte sich die demographische Situation bereits umfassend verändert und der Tempelverein des nunmehr XIII. Wiener Gemeindebezirks ließ einen Wettbewerb für die Errichtung einer Synagoge ausschreiben. Der für den Bau vorgesehene Platz befand sich in der Onno-Koppgasse (im heutigen XIV. Bezirk) und war ein freies zwischen zwei weiteren Gebäuden gelegenes Grundstück, das von der Straße aus von Westen her zu betreten war. Die Konkurrenz stand anscheinend für Anhänger aller religiösen Konfessionen offen, da unter den Architekten der zweiunddreißig eingereichten Projekte erwiesenermaßen nicht nur Juden waren.<sup>12</sup> Zur Jury zählten bekannte Architekten wie Julius Deininger, Max Fabiani, Ernst von Gotthilf, Oskar Strnad, Jakob Gartner, Ernst Lindner und Friedrich Schön, des weiteren gehörten ihr noch der Direktor der Privaterziehungsanstalt für den XIII. Bezirk, Dr. S. Krenberger, sowie der Hofjuwelier Max Zimmer an. Der jüdische Architekt Hugo Gorge konnte die Konkurrenz für sich entscheiden, des Weiteren prämierte die Jury die Entwürfe von Ernst A. Heise und Rudolf Perco.<sup>13</sup> Die Arbeit des letzteren wurde gemeinsam mit jener von Ernst Lichtblau, der auch an der Konkurrenz teilgenommen hatte, dessen Entwurf aber keine Auszeichnung erhalten hatte, im selben Jahr in der Fachzeitschrift „Der Architekt“ veröffentlicht.<sup>14</sup> Im Grundriss zeigt sich bei beiden ein sehr ähnliches Schema in der Auffassung des Baus: von der Straße her betreten die Männer die Anlage durch zwei bzw. drei Türen und gelangen in einen kleinen Vorraum, der wiederum zum Hauptraum der Synagoge weiterführt. Hier liegt der Almemor in der Mitte, der Thoraschrein an der dem Eingang

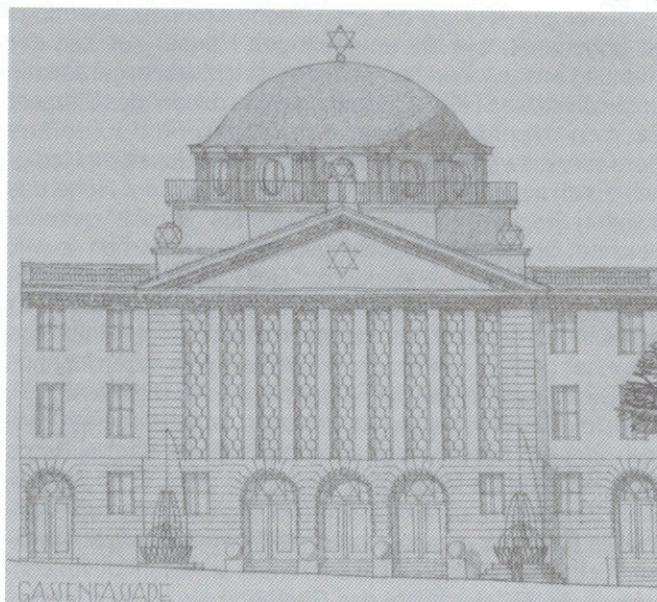


Abb. 2. Rudolf Perco: Entwurf für den ersten Wettbewerb, Fassade.

gegenüberliegenden Ostwand. Zu beiden Seiten des Thoraschreins führen Türen, (wahrscheinlich von der Bauvorschrift her geforderte Notausgänge)<sup>15</sup>, zum hinteren, unverbauten Teil des Grundstücks. Auf der rechten Seite des Baus gibt es einen Eingang, der über eine Stiege zu den Frauengalerien in den ersten Stock führt. Der Unterschied zwischen den beiden Entwürfen liegt darin, dass Perco zusätzliche Räumlichkeiten für die Gemeinde auf die zwei Seiten des Baus verteilt, während Lichtblau den Synagogenhauptraum aus der Mittelachse des Grundstücks nach rechts verschiebt und somit auf der linken Seite Platz schafft für einen Gemeinde- und Wohnhaustrakt, der auch einen separaten Eingang erhielt. Optisch entsteht in der Fassade (Abb. 1) nicht zuletzt dadurch ein gewisses Ungleichgewicht, das noch verstärkt wird, da der rechte Flügel des Gebäudes, der ausschließlich den

und dominanten – Historismus. In der Art seiner baulichen Lösungen spiegelt sich aber gleichzeitig auch das Gedankengut der Moderne wider, wie etwa durch die Überordnung der Funktion vor der Form sowie seiner einfachen und klaren stilistischen Formensprache.

### 3. Der zweite Wettbewerb

Im Jahre 1924 kaufte der Tempelverein für den 13. Bezirk für die – aufgrund der Inflation – astronomische Summe von 700 Millionen Kronen<sup>24</sup> das Grundstück in der Eitelberggasse 22, an der Ecke zur Neue-Weltgasse an, um nun an dieser Stelle eine Synagoge zu errichten. Was die Beweggründe für den Wechsel des Bauplatzes gewesen sein mögen, ist unklar, er führte in jedem Fall aber zu der Entscheidung, einen weiteren Wettbewerb durchzuführen, da das neue Grundstück andere Anforderungen an den Bau stellte. So sollte die neue Synagoge nun nicht mehr direkt an zwei Profanbauten angrenzend, sondern als freistehender Baukörper errichtet werden.

Ausgeschrieben wurde ein internationaler Wettbewerb, für ausschließlich jüdische Architekten, deren Jury unter anderem Josef Hoffmann, Alexander Neumann, Emil Hoppe und Arnold Karplus angehörten.<sup>25</sup> Die Richtlinien des Wettbewerbs besagten, dass die Entscheidung der Jury für die Ausführung des Baus verbindlich war. Der erste Preis ging an Arthur Grünberger, weiters wurden die Arbeiten von Hugo Gorge und Fritz Landauer prämiert und der Entwurf von Richard Neutra angekauft. Der Entwurf sollte Pläne für eine Synagoge sowie Räumlichkeiten für die Gemeinde umfassen. Eine weitere Forderung bestand darin, dass der Almemor – im Sinne des reformierten Ritus – an der Ostseite des Synagogenraumes, in der Nähe der Bundeslade angebracht werden sollte, was eine entscheidende Änderung zum vorhergehenden Wettbewerb darstellte. Das Grundstück, das für den Bau erworben worden war, bestand aus zwei Parzellen: einer breiteren zur Neue-Welt-Gasse und einer etwas schmälere, die an das Nachbargrundstück angrenzte. Betrachtet man nun die Grundrisse der eingereichten Projekte von Grünberger und Neutra, so erkennt man, dass beide ihren Entwurf so angelegt haben, dass sich der Hauptraum der Synagoge auf der einen, weitere erforderliche Räume auf der anderen Parzelle befinden. Gorge und Landauer hingegen entwarfen größere Synagogenbauten, deren Mittelachse leicht nach Süden in Richtung der Neue-Welt-Gasse verschoben war. Aus der Anlage dieser Grundrisse lässt sich die Hypothese ableiten, dass es eine zusätzliche – im Rahmen der Ausschreibungsrichtlinien – jedenfalls mögliche Nutzenüberlegung gewesen sein könnte, einen Entwurf vorzulegen, die Synagoge auf der südlichen Parzelle, die Räumlichkeiten für die

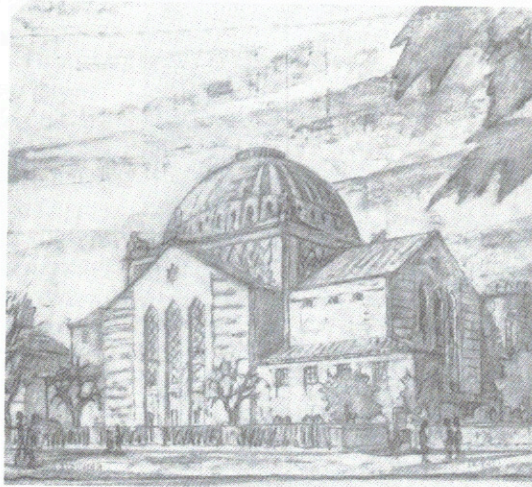


Abb. 4. Fritz Landauer: Entwurf für den zweiten Wettbewerb, perspektivische Ansicht mit Kuppel.

Gemeinde hingegen auf der zweiten Parzelle zu planen, um gegebenenfalls zu ermöglichen, auch nur den wichtigeren der beiden Bauteile zu errichten. Eine solche finanziell motivierte Überlegung wäre aufgrund der unsicheren wirtschaftlichen Situation dieser Zeit durchaus nachvollziehbar. Betrachtet man den schlussendlich errichteten Bau, der eben lediglich aus einer Synagoge auf besagtem südlichen Grundstück besteht, drängt sich der Gedanke auf, ob nicht auch die Ermöglichung einer derartigen Ausführungsvariante entscheidenden Einfluss auf die Juryentscheidung gehabt und Grünberger nicht zuletzt dadurch den ersten Preis erhalten hatte. Die vier Projekte wurden im Jahr nach dem Wettbewerb von Max Eisler in der Zeitschrift „Österreichische Bau- und Werkkunst“ vorgestellt, der sich an dieser Stelle zum Juryentscheid aber nicht weiter äußerte.<sup>26</sup>

#### 3.1. Hugo Gorge beim zweiten Wettbewerb

Hugo Gorge musste sich in seiner Planung von zwei der wichtigsten von ihm formulierten Grundprinzipien trennen und einerseits den Almemor nicht im Zentrum des Raumes sondern in der Nähe der Ostwand konzipieren, andererseits den Eingang zum Synagogenraum gegenüber der Bundeslade ansiedeln. Ein weiterer wesentlicher Unterschied ist an der Fassade ersichtlich, die nun mit einem großen Relief versetzt ist, darunter liegen fünf Türen, die als Eingangslösung durchaus repräsentativ wirken. Hinter den beiden äußersten Türen befinden sich Treppen zu den Frauengalerien im oberen Stockwerk, während die drei mittleren zu einem Vorraum führen, hinter dem ein ähnlicher Brunnenhof angelegt ist, wie er auch schon im ersten Entwurf geplant war. Ähnlich bleiben auch die Balkendecke sowie die Gestaltung des Almemor, der ebenfalls mit einem schmiedeeisernen Gitter versehen ist. Ansonsten hat sich die Erscheinung des Synagogeninnenraums aber entschieden verändert durch die reiche Ausgestaltung der Ostwand mit zwei riesigen ornamentierten Pila-

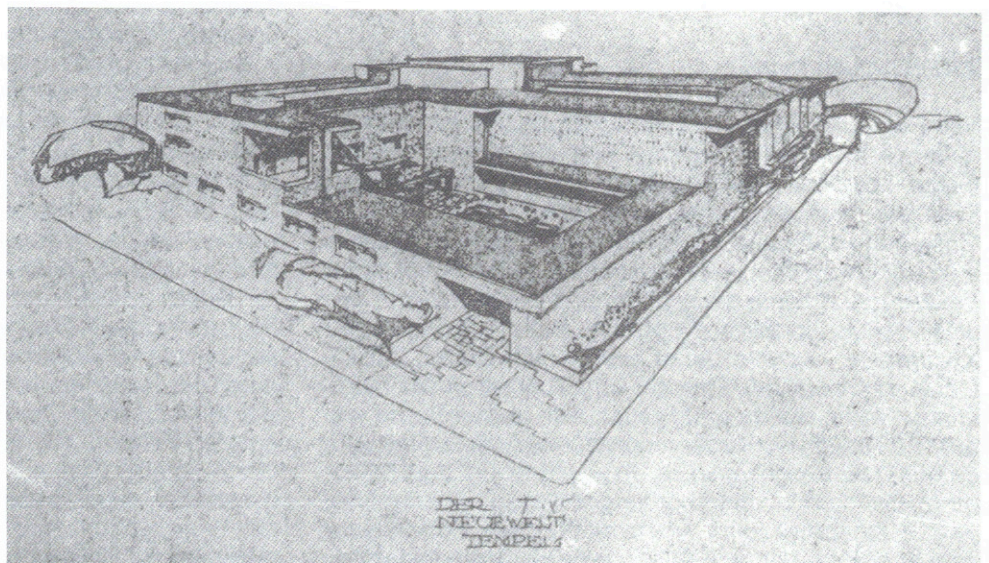


Abb. 5. Richard Neutra: Entwurf für den zweiten Wettbewerb, perspektivische Ansicht.

#### 4.1. Exkurs: Der Wettbewerb zur Errichtung eines Krematoriums am Zentralfriedhof

Die Gemeinde Wien veranstaltete in den Jahren 1920/21 eine offene Ausschreibung für den Bau einer Feuerbestattungsanlage am Wiener Zentralfriedhof. Die rege Beteiligung – es wurden insgesamt siebenzig Projekte eingereicht – erklärte man sich damit, dass dies einerseits ein Monumentalbau werden sollte, dessen baldige Ausführung auch tatsächlich gesichert war, und andererseits, dass hier auch der künstlerische Ehrgeiz der Architekten in hoher Weise gefordert war, da für diese – für Wien und Österreich völlig neue – Bauaufgabe neue Ausdrucksformen gefunden werden mussten.<sup>32</sup> Das für den Bau vorgesehene Grundstück befand sich in einem Bezug zum Neugebäude, wobei erst später entschieden wurde, das Krematorium innerhalb der Mauern des Neugebäudes zu errichten.<sup>33</sup> Gefordert wurde von den Architekten ein strenger Zweckbau, der aber gleichzeitig einen sakralen Charakter haben sollte. Den ersten Platz erhielt das Projekt „Aus vorhandenen Mitteln“ von Karl Hoffmann, Max Ferstel wurde mit seinem Entwurf „Ustrinia“ mit dem zweiten Platz ausgezeichnet. Das mit dem dritten Preis bedachte und zur Ausführung vorgesehene Projekt „Zinne“ war von Klemens Holzmeister eingereicht worden. Grünberger und Jelletz' Entwurf „A ?“ wurde nicht prämiert. Die Entscheidung der Jury war nicht unumstritten. Gleichsam rechtfertigend schreibt Holey, der als Mitglied der Jury die Entscheidung auch mitzutragen hatte, dass die Gefahr von Wettbewerben für die Weiterentwicklung der Kunst darin liege, dass die Gruppe von Künstlern in klarem Vorteil wären, die nach der Ausführung des Baus streben und sich deswegen bis ins kleinste Detail an die Vorgaben der Auftraggeber hielten, gegenüber jenen, die nach neuen Ausdrucksformen strebten und sich dafür manchmal mit voller Absicht über die beengenden Vorschriften des Programmes hinwegsetzen würden.<sup>34</sup> – Eine Überlegung, die auch für den späteren Wettbewerb für die Synagoge in der Eitelbergergasse ihre Richtigkeit haben könnte. Dagobert Frey, für den der Entwurf von Grünberger und Jelletz eindeutig der beste gewesen war, veröffentlichte als Konsequenz aus diesem Juryentscheid<sup>35</sup>, in seinen „Glossen zum Krematoriumswettbewerb“ das Projekt „A ?“, außerdem noch einige weitere Entwürfe sepulkralen Charakters von Grünberger – darunter eine jüdische Friedhofsanlage<sup>36</sup> und ein Kriegerfriedhof in Gallizien – sowie einen Brief des Architekten, in dem er sich über seine künstlerische Absicht äußert.<sup>37</sup> Das Krematorium wird gebildet aus einem Zentralbau, an den an der Rückseite ein weiterer kubischer Baukörper anschließt. Der Rundbau ist von einem Graben umgeben, über den drei Seiten Treppen zur Plattform des Hauptgeschosses führen. Von größter Bedeutung für Grünbergers Synagogenentwurf ist allerdings nicht so sehr diese Konzeption des Gebäudes, sondern vielmehr einige bauliche Details, die

sich anhand des Querschnitts (Abb. 7) gut aufzeigen lassen. Zum einen verwendet er bereits hier eine ähnliche Idee für den oberen Abschluss des Baus, bei der das flach gehaltene Dach hinter einem Zinnenkranz verschwindet. Dieses Element dürfte von der Umfassungsmauer des Neugebäudes beeinflusst sein, und wird nicht nur von Grünberger sondern auch von Holzmeister aufgegriffen. Ein weiteres Detail, das sich in ähnlicher Weise auch bei der schlussendlich ausgeführten Synagoge wieder finden lässt, ist die Fensterlösung des Innenraums. In beiden Fällen werden hier die schmalen, langgezogenen Fenster von rundbogigen Nischen umfasst. Auch diese könnten in Anlehnung an die Umfassungsmauer entwickelt worden sein, deren Schießscharten im Inneren ebensolche rundbogigen Nischen aufweisen. Wahrscheinlich auf den Umstand eingehend, dass das Neugebäude an der Stelle errichtet worden sein soll, an dem sich während der Zeit der Belagerung Wiens das Zelt des osmanischen Heerführers befunden haben sollte, schreibt Grünberger über die Konzeption seines Baus folgende Worte, in denen er auch sein Verhältnis zum Synagogenbau offen legt: „Mein Streben ist, die Gestaltung des Aufrisses im Grundriß zwingend zu begründen und den Grundriß zum Träger, den Aufriß zum Interpretieren des Formwillens zu machen. Daher kann beim Friedhof der Aufriß auf das „orientalische“ Element verzichten, weil die Vielstützigkeit der Anlage (jenes Aneinanderreihen von Zelten, jenes Zeltlager der Orientalen – das mit der Zeit permanent wurde) die nationale Eigenheit des Baues viel stärker betont und charakterisiert, als alle Ornamentik dies könnte. Denken Sie im Gegensatz dazu an jene jüdischen Kirchen (von 1870 bis heute) teils gotisch, teils muselmännisch!“<sup>38</sup>

#### 4.2. Die Ausführung des Baus in der Eitelbergergasse

Im Jahre 1926 wurde mit dem Bau der Synagoge begonnen, die 1929 fertiggestellt werden sollte. Adolf Jelletz hatte die Bauleitung inne, nachdem Arthur Grünberger bereits 1923 in die Vereinigten Staaten emigriert war und von dort aus am Wettbewerb teilgenommen hatte. Mit der Ausführung des Baus wurde die Firma Melcher & Steiner betraut.<sup>39</sup> Vom April des Jahres 1928 existieren detaillierte Baupläne, die eine entscheidende Veränderung zum Entwurf des Wettbewerbs aufweisen, denn es war nun nur noch eine der beiden Parzellen, jene an der Ecke von Neue-Welt-Gasse und Eitelbergergasse, für den Bau vorgesehen. Dadurch waren auch nachhaltige Veränderungen an der Synagoge von Nöten, die nun auf klei-

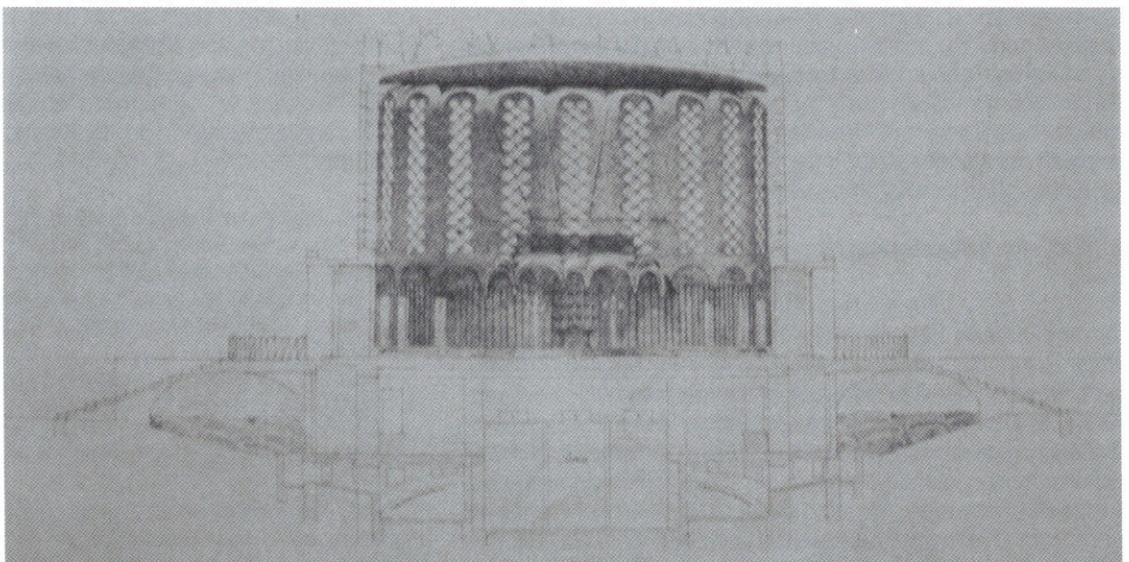


Abb. 7. Arthur Grünberger: Entwurf für eine Feuerbestattungsanlage, Querschnitt.

insbesondere S.185–189.

<sup>7</sup> Pierre Genée: Wiener Synagogen 1825-1938, Wien 1987, bes. S.98-99.

<sup>8</sup> Ruth Hanisch, Otto Kapfinger: Der Wettbewerb um eine Synagoge in Wien-Hietzing. In: Boeckl Vertriebene und Visionäre, Wien 1995, S.249-253.

<sup>9</sup> Das so genannte „Ghetto am Unteren Werd“ oder Zweite jüdische Ghetto bestand seit 1625 und wurde 1670 unter Leopold I aufgelöst.

<sup>10</sup> Als spätes Beispiel einer solchen Auseinandersetzung sei hier eine Arbeit von Dr. Balaban erwähnt mit dem Titel „Wehrhafte Synagogen in den östlichen Randgebieten der polnischen Republik“, veröffentlicht im Jahre 1927 in der Zeitschrift Menorah. Sicherlich dürfte es ähnliche Publikationen aber bereits zu einem früheren Zeitpunkt gegeben haben.

<sup>11</sup> Vgl. Krinsky 1988 (zit. Anm.6), S.185.

<sup>12</sup> So war etwa Rudolf Perco, dessen Entwurf als einer von dreien dieser Ausschreibung prämiert wurde, Mitglied der römisch-katholischen Kirche.

<sup>13</sup> Hanisch, Kapfinger 1995 (zit. Anm. 8), S.249.

<sup>14</sup> Der Architekt XVIII, 1912, Tafel 38, o.S.

<sup>15</sup> Zu den Bauvorgaben bezüglich der Notausgänge bei dieser Ausschreibung vgl. auch: Gorge 1918/19 (zit. Anm.2), S.134.

<sup>16</sup> Gorge 1918/19 (zit. Anm. 2).

<sup>17</sup> Gorge 1918/19 (zit. Anm. 2), S.135.

<sup>18</sup> Max Eisler: Vom Geist der Synagoge, In: Menorah, VIII. Jahrgang 1930 (S.79-86), S.85f.

<sup>19</sup> Gorge 1918/19 (zit. Anm. 2), S.135.

<sup>20</sup> Ebd., S.133.

<sup>21</sup> Ebd., S.133.

<sup>22</sup> Vgl. Krinsky 1988 (zit. Anm. 6), S.186.

<sup>23</sup> Die publizierte Abbildung des Innenraums zeigt einen früheren als den von ihm beschriebenen Entwurf, der später aufgrund einer Programmweiterung abgeändert werden musste und noch drei Bögen aufweist. Vgl. dazu Gorge 1918/19 (zit. Anm. 2), S.134.

<sup>24</sup> Vgl.: David (Heft Nr. 53), Wien 2002: S.12.

<sup>25</sup> Vgl. Hanisch, Kapfinger (zit. Anm. 8), S.249. <sup>26</sup> Eisler 1924 (zit. Anm. 3).

<sup>27</sup> Gorge 1918/19 (zit. Anm. 2), S.133.

<sup>28</sup> Ebd., S.133.

<sup>29</sup> Vgl. Krinsky 1988 (zit. Anm. 6), S.186.

<sup>30</sup> Vgl. Gerhard Weissenbacher: In Hietzing gebaut, Wien 1999, S.246.

<sup>31</sup> Vgl. Hanisch/Kapfinger (zit. Anm. 8), S.252.

<sup>32</sup> Karl Holey: Wettbewerb für eine Feuerbestattungsanlage auf dem Wiener Zentralfriedhof, In: Der Architekt, 24. Jahrgang, Wien 1921/22, S.65-67.

<sup>33</sup> Vgl. Holey 1921/22 (zit. Anm. 32), S.67.

<sup>34</sup> Vgl. Holey 1921/22 (zit. Anm. 32), S.66.

<sup>35</sup> Dagobert Frey war der Herausgeber der Zeitschrift „Der Architekt“, in der die Abhandlungen zum Krematoriumswettbewerb publiziert wurden.

<sup>36</sup> Es könnte dies der Entwurf sein, mit dem Grünberger angeblich 1914/15 am Wettbewerb zur Errichtung eines jüdischen Friedhofes teilgenommen hatte. Vgl. dazu: Matthias Boeckl (Hrsg.): Visionäre & Vertriebene. (Österreichische Spuren in der modernen amerikanischen Architektur), Wien 1995, S. 333. Des weiteren im Architektenlexikon auf der Homepage des Architekturzentrum Wien [www.azw.at] unter „Grünberger“ (Stand: 18.V.2006).

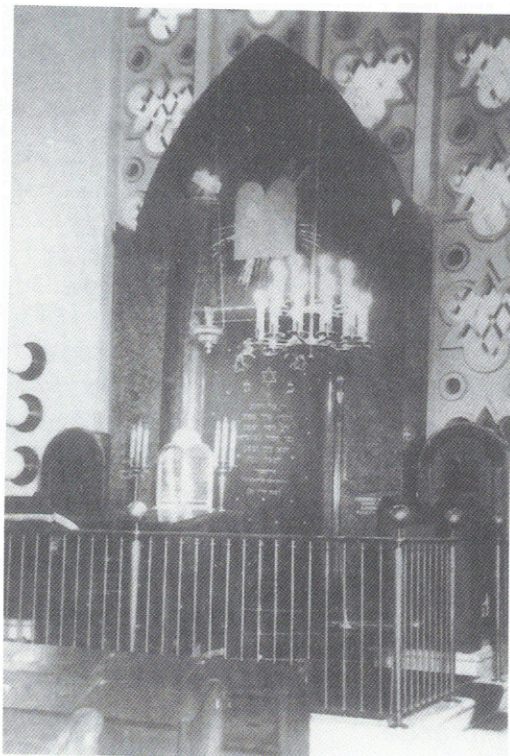


Abb.9. Detail des Innenraums mit Thoraschrein und Almemor.

<sup>37</sup> Dagobert Frey: Glossen zum Krematoriumswettbewerb. In: Der Architekt, 24. Jahrgang, Wien 1921/22, S.72,79.

<sup>38</sup> Frey 1921/22 (zit. Anm.37), S.79.

<sup>39</sup> Hanisch, Kapfinger 1995 (zit. Anm. 8), S.253.

<sup>40</sup> Eisler schreibt in einer kritischen Abhandlung bezüglich des neu errichteten Judenfriedhofes in Wien, in dem er alle Punkte offen legen will: „Hier sind wir wieder ‚unter uns‘“. Max Eisler: Der neue Judenfriedhof in Wien. In: Menorah, VI. Jahrgang, Wien 1928, (S.551-561), S.552.

<sup>41</sup> Max Eisler: Vom Geist der Synagoge. In: Menorah, VIII. Jahrgang, Wien 1930, (S.79-86), S.86.

<sup>42</sup> Vgl. Max Eisler: Ein moderner Tempel in Amsterdam. In: Menorah, VII. Jahrgang, Wien 1929, (S.559-567), S.566.

<sup>43</sup> Vgl. Eisler 1930 (zit. Anm. 41), S.81-84.

<sup>44</sup> Eisler 1929 (zit. Anm. 42), S.560.

<sup>45</sup> Eisler 1925/26 (zit. Anm. 3), S.3.

### Schlusswort

Das Projekt der Hietzinger Synagoge, mit seiner langen Vorgeschichte, ist ein für Wien einzigartiges Beispiel einer Auseinandersetzung mit Tradition und

Identität. Die zahlreichen künstlerischen Lösungen und die damit verbundenen vielen theoretischen Ansätze spiegeln einen Weg und eine Suche wieder, wie kein anderes Kunstwerk dieser Zeit es wahrscheinlich besser könnte. Die siebzehn Jahre, vom ersten Wettbewerb 1912 bis zur Fertigstellung des Baus 1929, waren nicht nur auf politischer, sondern auch auf kultureller Ebene geprägt von umfassenden Veränderungen, die von vielen als Chance gesehen wurde, überkommene Werte abzulegen und eine moderne Identität zu schaffen, sich aber dabei dennoch der Traditionen bewusst zu sein. Es zeigt sich anhand dieses Beispiels der bewusste und selbstreflexive Diskurs eines Judentums, das auf vielen Ebenen einen wichtigen Beitrag zum „Projekt Moderne“ leistete und sich dessen auch durchaus bewusst war. In der Verbindung dieser Moderne mit den eigenen, jahrhundertealten Traditionen sah man die Lösung für die Suche nach Identität, die so lange angedauert hatte und nun endlich an ihrem Ziel angekommen zu sein schien.

Dass dieser Zustand leider nicht lange währte, zeigen die Ereignisse der darauf folgenden Jahre. Während der so genannten „Reichskristallnacht“, den Novemberpogromen des Jahres 1938, wurde auch die Hietzinger Synagoge systematisch zerstört. 1939 wurden die Reste des Gebäudes geschliffen und anschließend an dieser Stelle ein Wohnhaus errichtet, das bis heute besteht. Die Aufarbeitung dieser Ereignisse ließ lange auf sich warten. Nicht zuletzt als Ergebnis einer intensiven Auseinandersetzung mit der Geschichte der Juden in Hietzing an der dortigen Volkshochschule, entschied man sich schließlich, statt einer kleinen unscheinbaren Tafel ein angemesseneres Denkmal zu errichten. Im Jahre 2004 konnten die Arbeiten zu „Fenster im Alltag“ des Künstlers Hans Kupelwieser abgeschlossen werden. Auf dem Gehsteig rund um das Grundstück, auf dem sich die Synagoge befand, erinnert nun ein gemaltes Fries an das Aussehen des zerstörten Gebäudes und eine Glasscheibe in einiger Entfernung bietet gleichsam einen „Blick in die Vergangenheit“ und versucht so, dem Vergessen entgegen zu wirken. Der nicht zuletzt auch künstlerische Verlust, den Wien durch den Nationalsozialismus erlitten hat, kann aber nie wieder ungeschehen gemacht werden. Dem blühenden und fruchtbaren Diskurs wurde in Österreich ein jähes Ende gesetzt – die Gedanken aber lebten fort und konnten selbst durch die Grauen des Dritten Reiches nicht ausgelöscht werden. ■



**MGC Mode- und  
Textilgroßhandelscenter  
St. Marx GmbH**

1030 Wien,  
Modecenterstr. 22  
Telefon: 79 7 33,  
Fax: 79 7 33-334

wünscht allen Kunden,  
Freunden und Bekannten  
im In- und Ausland  
ein erfolgreiches und  
glückliches Neues Jahr!



EL AL wünscht ein gesundes und friedliches neues Jahr!

*Familie*  
**MAREK LIBERMAN**

*wünscht allen Verwandten, Freunden und Bekannten ein glückliches neues Jahr!*

לשנה טובה תכתבו

**Dr. Wolfgang Schulla**  
Wirtschaftstreuhänder

2120 Wolkersdorf  
In Gruben,  
Annahof 1/4  
Telefon: 02245/5758

*wünscht allen Lesern und LeserInnen des DAVID ein schönes und friedvolles neues Jahr!*

**FAMILIE EMMERICH ROSENBERG**

*wünscht allen Verwandten, Kunden und Bekannten ein schönes neues Jahr!*

לשנה טובה תכתבו

לשנה טובה תכתבו

*Familie*  
**Alfred Stühler**

*wünscht allen Verwandten, Freunden und Bekannten ein glückliches neues Jahr!*

**Dr. RAPHAEL GLASBERG**

**Internist**  
1100 Wien,  
Davidgasse 76-80, Stiege 8  
T.: 604 32 05

wünscht allen Patienten, Freunden, Verwandten und Bekannten ein schönes neues Jahr!

**FRAU MMAG. DR. ELISABETH WIES - CAMPAGNER**

*wünscht allen Freunden und Bekannten ein friedliches neues Jahr!*

לשנה טובה תכתבו

**D.G. LINNERTH**

Herrenausstatter  
1010 Wien, Am Lugeck 1-2,  
Telefon: 512 58 88

Ein schönes Neues Jahr wünschen Familie Sandberg und Familie Linnerth!

לשנה טובה תכתבו

Komm.-Rat

**JAKOB TENNER**

und Familie

*wünschen allen Verwandten, Freunden und Bekannten alles Gute zum Jahreswechsel.*

**Dr. PETER TAUSSIG**

Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe

1160 Wien,  
Maroltingergasse 90.  
T: 493 32 95

*wünscht allen Freunden und Bekannten ein schönes neues Jahr!*

לשנה טובה תכתבו

FAMILIE

**ROBERT HERZLINGER**

*wünscht allen Freunden und Bekannten ein schönes neues Jahr!*

לשנה טובה תכתבו

Allen Bekannten,

Freunden

und Patienten wünscht

**Dr. Liora BUNZL**

frohe Festtage!

**DR. ELYAHU TAMIR**

*WÜNSCHT ALLEN FREUNDEN, BEKANNTEN UND VERWANDTEN EIN SCHÖNES NEUJAHRSFEST!*

לשנה טובה תכתבו

לשנה טובה תכתבו  
**DR. WOLFGANG RAINER**

Rechtsanwalt  
1010 Wien, Schwedenplatz 2/74  
Tel.: +43/1/533 05 90  
Fax: 43/1/533 05 90 / 11DW  
e-mail: rainer@deranwalt.at  
www.deranwalt.at

*wünscht allen Klienten, Freunden und Bekannten ein glückliches neues Jahr!*

den Lesern des DAVID  
und allen Freunden des  
Jüdischen Museums Hohenems  
ein gutes neues Jahr

לשנה טובה תכתבו

**Mag. Tina Walzer**

und Familie

wünschen allen Freunden  
und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**AUFSPERRDIENST**

**Schlüssel-Service**

**W. Kandov**

A-1060 Wien,

Otto-Bauer-Gasse 3

Tel.: 01/596 41 48

Mobil: 06991/20 910 96  
wünscht allen Kunden,  
Freunden und Bekannten  
ein schönes neues Jahr

**Bezirksrat  
MICHAEL KOLING**

Klubvorsitzender der

SPÖ -Alsergrund

wünscht allen Verwandten,  
Freunden und Bekannten  
anlässlich der Feiertage  
Gesundheit, viel Glück,  
Erfolg und Frieden.

**Dr. Thomas FRIED**

Rechtsanwalt

1010 Wien,

Gonzagagasse 11

T.: 533 04 33

wünscht allen seinen  
Freunden und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!

**GERHARD**

**KUBIK**

**Bezirksvorsteher des  
2. Bezirkes**

wünscht

allen jüdischen Mitbürgern  
und ihren Angehörigen  
ein schönes neues Jahr!

**Familie**

**MR DR. HEINRICH SAMUELI**

1020 Wien, Wehlstraße 303/10/6

T.: 728 06 02

wünscht allen Bekannten,  
Freunden und Patienten  
Glück und vor allem Gesundheit  
im neuen Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**FLORIAN URBANSKI**

לשנה טובה תכתבו

wünscht

allen Freunden, Bekannten  
und Verwandten  
ein schönes neues Jahr!

**THERAPIEZENTRUM**

**Dr. Rose PROSZOWSKI**

1140 Wien,

Linzer Straße 192/2/4

01/967-13-29

wünscht allen Bekannten  
und FreundInnen  
Shanah towah umetukah

Zum Neujahrsfest übermittle ich  
den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern  
Österreichs meine besten Grüße

aus der Traunseestadt  
GMUNDEN

**HEINZ KÖPPL**

Bürgermeister der Stadt Gmunden

**Die  
SPÖ Leopoldstadt**

wünscht allen  
jüdischen  
MitbürgerInnen  
ein schönes neues  
Jahr!

**CHRISTINE RUTH  
LEWERENZ-WEGHUBER  
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen  
Freunden und Bekannten  
ein friedliches Neujahrsfest!

**Der Bezirksvorsteher  
von Margareten**

**Ing. Kurt Ph.**

**Wimmer**

wünscht  
allen jüdischen Bürgern  
ein schönes  
neues Jahr!

**TIBOR KARTIK**

und Familie

wünschen allen Verwandten  
und Freunden ein schönes  
neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו



Der Öffentliche Dienst bringt's...



Alle wollen mehr  
Lebensqualität.

Wir arbeiten daran.



Eine Initiative der Sozialdemokratischen Gewerkschafter/innen  
1010 Wien, Teinfaltstraße 7, Telefon: 01/534 54/240

## Klubdirektor Günther BARNET und Familie

wünschen allen  
Leserinnen und Lesern  
des DAVID und der  
jüdischen Gemeinde in  
Österreich ein schönes  
neues Jahr!

Im Namen der  
**Bezirksvorsteherung  
HIETZING**

wünsche ich Ihnen,  
sehr geehrte Leser des DAVID,  
ein gesundes, erfolgreiches  
und friedliches Jahr 5767!

**Dipl.-Ing. Heinrich  
GERSTBACH**  
Bezirksvorsteher

**OR CHADASCH**  
אור חדש

Der Vorstand von Or Chadasch wünscht allen  
Mitgliedern, FreundInnen und Bekannten

**Ein glückliches Neues Jahr 5767**

Bewegung für Progressives Judentum  
The Progressive Jewish Community of Vienna  
1020 Wien, Robertgasse 2  
Internet: [www.orchadasch.at](http://www.orchadasch.at)

Der  
Bezirksvorsteher - Stellvertreter  
von Hietzing

## REINHARD FEISTRITZER

wünscht allen LeserInnen  
ein schönes und friedliches  
Neujahrsfest!

## PROF. DR. THOMAS TREU und Familie

FACHARZT FÜR UROLOGIE

1010 Wien, Judenplatz 2/4  
Ordination: Mo, Di u. Do 15-18 Uhr  
PRIVAT u. alle Kassen Tel.: 533 79 43

*wünschen allen  
Bekanntem und Freunden  
ein schönes neues Jahr!*

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

## Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker  
1160 Wien, Wattgasse 9-11  
e-mail: [rudolf.mayer1@chello.at](mailto:rudolf.mayer1@chello.at)  
Tel.: 485 57 22, Fax: 485 97 70  
- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -  
- Alarmanlagen -

*wünscht allen Kunden, Verwandten,  
Freunden und Bekannten  
ein schönes gutes neues Jahr!*

sen wir uns lossagen mit Gewalt, wir sind 97 und sie 3 Prozent, und doch regieren sie uns: das ist eine Schande. Im Kampfe gegen das kapitalistische Judentum treffen wir die Sozialdemokraten, sie sind von den Juden geschult, gedrillt und geführt und unterstützt; mit dem Judenkapitalist ist ein Teil der Freisinnigen enge verbunden; hier müssen die Freisinnigen eine Operation vornehmen - auch wenn der Freisinn Opfer bringen müßte.“

Der promovierte Philosoph Dr. Elkan wollte unbedingt Lehrer werden. Er inskribierte 1929 an der Universität Innsbruck und legte dort am 4. Juli 1931 die Lehramtsprüfung für Philosophie und Geschichte ab, ab 26. Jänner 1934 folgte die Lehrbefähigung für Geographie. Alle Prüfungen bestand er mit „Sehr gut“. Im Schuljahr 1931/32 absolvierte er ein Probejahr am Bundes- und Realgymnasium Innsbruck. Im Zeugnis steht: „außerordentliche Lehrfreudigkeit“, „für seinen Beruf hohen Eifer“, „besonders bescheidenes und ruhiges Wesen“. Im folgenden legte er das Probejahr für Geographie am Bundesgymnasium Feldkirch ab. Auch dieses Probejahrzeugnis weist vorzügliche Beurteilungen auf: „Lehrfreudigkeit“, „liebenswürdiger Verkehr mit den Schülern“, „vorzügliche Schulzucht“, „gewissenhafte Vorbereitung für den Unterricht“, „ruhiges, bescheidenes Wesen“, „korrektes Verhalten“. Insgesamt: „Sehr gut“.

Eigentlich müsste man meinen, dass der Landesschulrat in Vorarlberg um so einen Lehrer froh gewesen wäre. Doch „dem Juden Dr. Hans Elkan“ verweigerte man eine definitive Anstellung. Daraufhin hospitierte er ohne Bezüge ein weiteres Jahr in Feldkirch. Mit ministerieller Genehmigung wechselte er im Schuljahr 1935/36 an die Realschule Dornbirn. Allerdings erhielt er auch hier keine Anstellung. Ihm wurde mitgeteilt, „daß ihm aus dieser Bewilligung keinerlei Ansprüche dienst- oder besoldungsrechtlicher Art erwachsen“ würden. Im darauf folgenden Jahr konnte der „Anwärter auf eine Anstellung“ ebenfalls nur eine gleich lautende Bewilligung erwirken, er blieb ein „Gastlehrer ohne Bezahlung“!

Gegenüber seinen Lehrauftritten in Innsbruck hatte sich das Klima in der Schule für den exzellenten Fachmann jedoch verändert. Ein Teil der Schüler wollte sich offensichtlich von einem Juden nicht unterrichten lassen, so dass er nunmehr Schwierigkeiten mit der Aufrechterhaltung der Disziplin hatte. Die Realschule war ein amtsbekannter Hort des aufkommenden Nationalsozialismus, der auch vor den Schülern nicht Halt machte.

Als feinfühlig und sehr gebildeter Junglehrer sah sich Elkan einem immer radikaleren deutschnationalen und antisemitischen Umfeld ausgesetzt. Es ist also dieses vergiftete politische Klima mit in Rechnung zu stellen, wenn über seine Lehrtätigkeit an der Realschule geurteilt wird. Der christliche und rassistische Antisemitismus hatten das Unterrichten für einen Juden längst auch in Vorarlberg prinzipiell schwierig gemacht.

Von einem „Juden“ wollten auch die meisten „arischen“ Schüler(innen) an der Realschule nicht mehr unterrichtet werden. Das Aggressionspotential gegen „rassisch minderwertige“ hatte sich mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus auch im „braunen Nest“ Dornbirn gesteigert. Aber längst beließen es die „Illegalen“ nicht mehr bei verbalen Attacken: Sie versuchten von Ende Oktober 1933 an Österreich mit Terroranschlägen zu destabilisieren. In Vorarlberg waren Dornbirn und Lustenau Zentren dieser nationalsozialistischen Gewaltanwendung.

Auch die Familie Elkan blieb nicht verschont. Am 23. Jänner 1934 wurde ihr Haus in der Steinachgasse (heute Schweizerstraße) Ziel eines solchen Anschlags: Illegale Nationalsozialisten brachten abends zwei Böller zur Ex-

plosion. Einer davon wurde in den Garten der Familie Elkan gelegt.

Durch seinen Freund Erich Gschwend wissen wir über die persönlichen Vorlieben des Junglehrers Elkan Bescheid. Ein Fluchtpunkt war für ihn der häusliche Garten. Meistens traf man ihn mit „Gärtnerschürze, Schubkarren und schweren Gartenschuhen“ an. In der Lektüreauswahl standen Wilhelm von Humboldt, Hölderlin, Mörike und Kierkegaard obenan.

Aber ganz besonders intensiv befasste sich Hans Elkan mit Friedrich Schiller. Während sein Elternhaus von nationalsozialistischen Attentätern bedroht wurde, arbeitete er an einem Aufsatz zum 175. Geburtstag dieses „Klassikers“. Auch als Historiker schuf er ein bleibendes Werk: Seine Kartensammlung zur Geschichte Vorarlbergs ist bis heute einzigartig. Dieses Vermächtnis des „Realschullehrers ohne Bezahlung“ wird im Vorarlberger Landesarchiv aufbewahrt.

In der kleinen Hohenemser Kultusgemeinde nahmen Theodor Elkan und sein Sohn Hans wichtige Funktionen ein. Dies mag mit ein Grund gewesen sein, warum sie sich 1938 nicht zur Flucht aus dem „Reichsgebiet“ entschließen konnte. Während die kleine jüdische Gemeinde in Vorarlberg durch Verhaftungen und Flucht einiger Mitglieder ins Ausland zunehmend in Auflösung begriffen war, kümmerten sich Theodor und Hans Elkan um Lehmann (Lev) Heilbronner, den „vergessenen Juden“ in der Nervenheilanstalt Valduna bei Rankweil.

Im November 1939 trat Theodor Elkan in Verbindung mit der Israelitischen Kultusgemeinde St. Gallen, um fünfzehn Thorarollen in Sicherheit zu bringen. In seiner Eigenschaft als letzter Kultusvorsteher der jüdischen Gemeinde Hohenems hatte er die Erlaubnis der Behörden zur Ausfuhr der Kultgegenstände in das benachbarte St. Gallen erwirken können. Doch im Jänner 1940 berichtete er von Schwierigkeiten, die ihn an der Einhaltung des von den Behörden festgesetzten Termins zur Versendung hinderten. Theodor Elkan kündigte an, seine „Bemühungen um die Erlangung der Ritualien“ fortzusetzen. Seither blieben diese und andere Kultgegenstände aus dem Besitz der jüdischen Gemeinde Hohenems verschollen. Eine Untersuchung im Jahre 1952 gab keine weiteren Aufschlüsse über ihren Verbleib. Am 21. Mai 1940 wurde Theodor Elkan in einem Schreiben des Provinzreferats der „Auswanderungsabteilung der Israelitischen Kultusgemeinde Wien“ darüber informiert, dass er mit seiner Ehefrau Helene, seinem Sohn Hans und weiteren vier Juden Hohenems zu verlassen habe. Sein Wohnhaus musste er der Gemeinde Hohenems übergeben. Heute befindet sich dort eine Erinnerungstafel (Fa. Lacha & Partner Gesm.b.H. hat dieses Gebäude 1996 erworben und in vorbildlicher Weise restauriert)

In Wien wurden die Elkans in der Czerningasse 4 (2. Bezirk) untergebracht. Ein befreundeter Hohenemser, der wagte, die Familie dort aufzusuchen, berichtete später, dass die Familie mit 15 bis 20 anderen Juden in einem einzigen Raum gewohnt habe. Hans Elkan fand zunächst als „Hilfsarbeiter in einer Gärtnerei“ Beschäftigung. Ab Oktober 1940 nahm er an einem Umschulungskurs zum Schlosser teil. Die Wiener Kultusgemeinde Wien führte seit 1938 solche Kurse durch, um dem Einzelnen das Bewusstsein zu geben, »sich nicht treiben zu lassen, sondern seine Auswanderung und Rettung vorzubereiten, sein Schicksal gestalten zu können“. Meist dauerten diese Kurse drei Monate und wurden mit einer Prüfung und einem Leistungszeugnis abgeschlossen. Die Elkans hofften offenbar im Frühjahr 1941 noch immer, emigrieren zu können. Am 9. Mai richtete daher Theodor Elkan, mittlerweile mit seiner

## Das Schweigen seiner Exzellenz – deutsche Neonazis begrüßten Ahmadinejad zur WM

 Arie Moscovici

„Für Toleranz und Gastfreundschaft!“ Ein nettes, wenngleich ziemlich abgeschmacktes Motto für eine Demo, klingt es doch nach dem üblichen Gutmenschentum, das sich in diesem Land vor allem dann öffentlich artikuliert, wenn gerade mal wieder ein rassistisches oder antisemitisches Verbrechen es aufgrund seiner von der alltäglichen Norm abweichenden Größenordnung auf die Hauptseiten der Zeitungen geschafft hat. Pustekuchen: Der Ideengeber ist nämlich die NPD Saar.

Fast könnte man meinen, die braunen Burschen seien unbemerkt zu ausländerfreundlichen Gastgebern mutiert. Doch was dem oberflächlichen Betrachter wie ein Sinneswandel anmuten mag, hat seinen Grund vielmehr in den Gästen: der iranischen Nationalmannschaft. Deren Präsident hat sich in den letzten Monaten bekanntermaßen zum Star der Neonaziszene gemausert. Mit seinen Provokationen im Atomstreit mit den USA, den mehrfach wiederholten Tiraden gegen die Existenz Israels und der Anzweiflung des Holocausts konnte Mahmud Ahmadinejad auch hierzulande einige neue Fans gewinnen, die für gewöhnlich keine großen Freunde seiner - oder überhaupt „fremder“ - Landsleute sind.

Nach der Ankündigung, im Iran eine Konferenz zur Untersuchung von Ausmaß und Faktizität des Holocausts organisieren zu wollen, zu der so renommierte „Experten“ wie der Nazi-Anwalt Horst Mahler und der Pseudo-Historiker David Irving eingeladen wurden, wollte das iranische Staatsoberhaupt – ein überzeugter Anhänger des Rasenballsports - nunmehr nach Deutschland reisen, sollte seine Mannschaft es bis ins Achtelfinale schaffen. Als Vorhut entsandte er seinen Stellvertreter Mohammed Aliabadi zu den Gruppenspielen.

Der NPD-Vorsitzende Udo Voigt war von dem angekündigten Besuch begeistert und nahm dies zum Anlass, die Völkerfreundschaft mit den Worten „Wir begrüßen zudem die ausländischen Gäste und deren Nationalmannschaften in Deutschland. National denkende Menschen aller Völker, die stolz auf ihr Land sind, verstehen sich untereinander“ zu beschwören. Natürlich vergaß er nicht, dabei zu betonen, dass die Gastfreundschaft lediglich aufgrund ihrer zeitlichen Befristung eine solche ist: „Im Gegensatz zu den Ausländern, die sich hier niederlassen und unser soziales Netz zerstören, kommen sie als Gäste.“

Ausschlaggebend für die pro-iranischen Sympathien der Nazis sind jedoch vor allem antisemitische und antiamerikanische Ressentiments, die der Mann aus Teheran so ungezwungen bedient, wie sie es nur bedingt können. So erklärt sich auch, dass Voigt bei seinen Angriffen auf deutsche Regierungsvertreter sein Herz für die gepeinigten Völker dieser Erde entdeckt: „Warum thematisieren sie nicht die allgegenwärtigen Morde und Vertreibungen der Israelis an den Palastinänsern (sic!), wenn ein israelischer Staatschef die BRD besucht? [...] Was gibt den Amerikanern das Recht, weiter zu morden und zu foltern, die Völ-

ker Lateinamerikas zu bevormunden und die Afrikaner um ihren Reichtum an Bodenschätzen zu betrügen und gleichzeitig mit den Fingern auf den Iran zu zeigen?“

Dies weckt Erinnerungen an Skinhead-Demos der letzten Jahre, auf denen Palästinensertücher oder T-Shirts mit den Konterfeis von Saddam Hussein und Osama bin Laden und der Aufschrift „Mein Freund ist Ausländer“ getragen wurden. Unvergessen sind auch die zahlreichen Aufmärsche von Freien Kameradschaften und NPD bei Friedensdemonstrationen gegen die US-Militärinterventionen in Afghanistan und im Irak. Wohl am deutlichsten begründete der damalige „Stabschef“ vom Kampfbund Deutscher Sozialisten, Thomas Brehl, die Affinität der Rechten zu nahöstlichen Diktatoren und Terroristen. „Der Irak ist für uns von besonderer Bedeutung, weil mit Saddam Hussein an der Spitze des Irak ein Mensch steht, der uns schon in einigem an unseren Führer Adolf Hitler erinnert, der dieser gewaltigen Übermacht Amerikas trotzt, der nicht bereit ist, in die Knie zu gehen.“ Andere weitaus repräsentativere Rechtsradikale wie Jörg Haider und Jean-Marie Le Pen pflegten persönlichen Kontakt zum einstigen Machthaber im Zweistromland. Schon während der Golfkrise 1990/91 hatten deutsche Neonazis vor Fernsehkameras dem irakischen Diktator ihre moralische Unterstützung im Kampf gegen Israel ausgesprochen. In der Tat gibt es auch historische Vorbilder für derart merkwürdige Allianzen: der vom Dritten Reich unterstützte antibritische und antijüdische Putsch im Irak im Jahr 1941, auf den auch Saddam Husseins Baath-Partei sich positiv bezog, sowie die Zusammenarbeit des persischen Shah mit Hitler.

Im Geiste dieser Tradition wollten die antisemitischen Kapitalismuskritiker vor dem WM-Spiel Iran gegen Portugal „in der Stadt der Börse und der Banken, dem Jerusalem am Main“ demonstrieren, „dass uns wahrheitsliebende und völkische Iraner zu Gast willkommen sind.“ Dann kam jedoch das Verbot durch die Frankfurter Stadtverwaltung. Überraschend verzichtete der Anmelder Marcel Wöll von der hessischen NPD darauf, hiergegen Rechtsmittel einzulegen.

Eine Gruppe iranischer Studenten sammelte indessen über 1000 Unterschriften für einen Protestbrief an die NPD: „Wir widersetzen uns jedem Versuch, dass wir Iraner als Verbündete einer Partei beansprucht werden, die den Holocaust verharmlost und sich nicht entschieden gegen Antisemitismus und Ausländerfeindlichkeit ausspricht, sondern diese duldet oder gar fördert.“ Dass die heutigen identifikatorischen Projektionen deutscher Neonazis in Bezug auf das iranische Regime hingegen kaum abwegig sind, macht einmal mehr die Reaktion des iranischen Botschafters Mohammad Mehdi Akhundzadeh auf einen an ihn gerichteten Brief der iranischen studentischen Antifaschisten mit der Aufforderung „die Abneigung aller Iraner rassistischen Gruppierungen gegenüber“ zu verkünden, deutlich. Seine Exzellenz hüllt sich bislang in Schweigen. ■

Die MitarbeiterInnen des  
Institutes für Geschichte  
der Juden in Österreich  
wünschen allen LeserInnen  
des DAVID  
ein friedliches neues Jahr 5767!

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://www.injoest.ac.at/>



DAS ÖSTERREICHISCHE  
SCHWARZE KREUZ  
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE

*wünscht allen Lesern des DAVID  
ein gesundes, erfolgreiches und  
friedliches Jahr 5767.*

**Für das Präsidium:**

RADr. Heinrich SCHÖLL

**Präsident**

LAbg. a.D. Bgm. a.D. ÖkRat Franz RABL

**Ehrenpräsident**

W. Hofrat Mag. Josef SCHANTL

**Generalsekretär**

W. Hofrat i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

**Präsidiumsmitglied**

## DAS WIENER ROTE KREUZ

*wünscht allen jüdischen  
Mitbürgern das Allerbeste  
zum Neujahrsfest!*

לשנה טובה תכתבו

**Familie Erwin JAVOR**

*wünscht allen Freunden  
und Bekannten ein schönes  
neues Jahr*



**LIF.**  
LIBERALE.AT

Alexander Zach  
Bundessprecher

*Ich wünsche allen jüdischen Freunden  
und Mitbürgern alles Gute für die  
Feiertage und ein friedliches und  
erfolgreiches neues Jahr.*

*Shana Tova und Chag Sameach*

## C.E.KATZBECK

Elektrotechnik

INSTALLATION WARTUNG VERKAUF

Komm. Rat Gustav Katzbeck  
C.E.KATZBECK Ges.m.b.H  
1150 Wien Ullmannstraße 53  
Telefon: 01/812 74 01-03  
Telefax: 01/895 62 64

Elektroanlagen  
Steuerungsanlagen  
Industrieanlagen  
Torsprechanlagen

Blitzschutzanlagen  
Rohrpostanlagen  
Bürokommunikation  
Nachtspeicherheizung

*wünscht allen Kunden und Freunden ein glückliches neues Jahr!*

## Das Phänomen Jüdische Kultur In Rumänien schrumpfen die Gemeinden / Doch das Leben geht weiter

 Claus STEPHANI

Die Zahl der Juden in Rumänien ist in den letzten Jahren stetig zurückgegangen. „Unsere Gemeinde ist wie eine Kerze, die langsam erlischt...“, hatte 1990 Oberrabbiner Dr. Moses Rosen in einem Interview gesagt. Von einst 850.000 (1940) gibt es heute in Rumänien noch 5.612 Einwohner jüdischen Glaubens. Mit den nichtjüdischen Ehepartnern beläuft sich ihre Zahl auf 8.711 (2006). Hinzu kämen dann noch knapp 10.000 Rumänen, wo ein Großelternanteil jüdischer Herkunft ist. Einige dieser „Vierteljuden“, wie sie in den Statistiken manchmal genannt werden, bekennen sich jedoch offen zu ihren jüdischen Wurzeln, andere – darunter auch solche mit jüdischen Nachnamen – versuchen, diesen Aspekt ihrer „ethnischen Deszendenz“ zu vertuschen.

„Trotz dieser Entwicklung und der Tatsache, dass 65 Prozent unserer Mitglieder der sogenannten ‚dritten Altersstufe‘ angehören, geht das jüdische Leben weiter, und diese Kerze, von der Rabbi Rosen einst sprach, wird so bald nicht verlöschen“, sagte kürzlich Dr. Ing. José Blum, Kulturrat der *Föderation Jüdischer Gemeinden Rumäniens* (FCER). „Denn wir haben immer noch eine Vielfalt an kulturellen Aktivitäten, womit man sich europaweit sehen lassen kann. Das sind Theateraufführungen, Konzerte von Klesmerformationen und synagogalen Chören, Volkstanzabende und Lesungen des jiddischen Literaturkreises. Und das besonders in Bukarest, wo derzeit 3.802 unserer Gemeindemitglieder leben.“

Landesweit gibt es heute noch 38 jüdische Gemeinden („comunitati“). Die bedeutendsten befinden sich in den einst traditionsreichen Zentren des östlichen Judentums – in Bukarest, Iasi (Jassy), Oradea (Grosswardein), Cluj-Napoca (Klausenburg), Timisoara (Temeschburg), Brasov (Kronstadt) und Arad. Außerdem bestehen noch 22 Gemeinschaften („obsti“) in jenen größeren Ortschaften, wo wenigstens zehn gläubige jüdische Männer leben. Die Mindestzahl von zehn Männern, die ihre Bar Mizwa gefeiert haben müssen, ist nötig, um in der Synagoge einen Gottesdienst abzuhalten.

Der Präsident der Föderation Jüdischer Gemeinden, Dr. Aurel Vainer, ist auch Abgeordneter im Rumänischen Parlament. Sein Stellvertreter Dipl.-Ing. Paul Schwartz und Generalsekretär Albert Kupferberg sind unmittelbar für organisatorische und aktuelle Fragen des Gemeindelebens zuständig. Das heißt von der Bedrohung durch den neuen Antisemitismus, den die rechtsextreme, nationalistische Partei „Romania Mare“ (Grossrumänien) und die faschistoide Bewegung ehemaliger Legionäre, „Noua Dreapta“ (Die Neue Rechte) unverhohlen propagieren, bis zu den jährlichen Gedenkveranstaltungen der Holocaust-Opfer.

Obwohl sich im letzten Jahr die Zahl der jüdischen Gemeinden von 41 (2005) auf 38 und die der Gemeinschaften von 28 (2005) auf 22 verringert hat, kennzeichnet eine beeindruckende Zuversicht das rumänische Judentum. „Die Zahl der jüdischen Einwohner nimmt zwar ab, doch die Zahl der jüdischen Kulturveranstaltungen nimmt zu“, sagt José Blum. „Das Interesse am Judentum, an jüdischer Kunst und Kultur hat besonders in den letzten Jahren stark zugenommen.“ Es ist „ein Phänomen“, das sich dadurch erklären lässt, dass am jüdischen Kulturleben immer mehr

Nichtjuden aktiv beteiligt sind. So gibt es z.B. am Jüdischen Staatstheater in Bukarest unter den insgesamt 38 Schauspielern und Tänzern nur fünf jüdische Künstler; diese sind allerdings auch jenseits der Landesgrenzen bekannt: Leonie Waldmann Eliad, Maia Morgenstern, Rudy Rosenfeld, Roxana Guttmann und Theodor Danetti. Nach Kriegsende und Neugründung des Jüdischen Staatstheaters in Bukarest gab es hier in den 1950er Jahren keinen nichtjüdischen Schauspieler. Heute sind die Schauspieler mehrheitlich Rumänen. „Für mich aber sind alle, wenn sie auf unserer Bühne stehen, ‚Juden‘, denn sie wirken überzeugend für die jüdische Kulturpflege“, meint Theaterdirektor Harry Eliad.

Auch in den drei Klesmerformationen – in Bukarest, Cluj-Napoca und Oradea – spielen rumänische und ungarische Instrumentalisten. Und in den bekannten Synagogalen Chören, von denen es insgesamt zwölf gibt – so in Bukarest, Timisoara, Oradea, Cluj-Napoca, Iasi, Galati, Brasov, Sighet, Braila, Botosani, Bacau und Arad – singen auch Rumänen mit. Einzig der kleine elitäre Jiddische Literaturkreis, den der Dichter Sigmund Tauberg leitet, ist „nur jüdisch“, „weil es da um die Pflege der Mameloschen geht“. Er wurde vor einigen Jahren auf Initiative der in Bukarest erscheinenden Zeitung „Realitatea evreiasca“ gegründet.

Außer den musikalisch-künstlerischen Veranstaltungen, die sich auch an ein breites rumänisches Publikum wenden, sind dann die Talmud-Tora-Schulungen, die Rabbi Abraham Ehrenfeld und Kantor Josif Adler leiten, ausschließlich für die jüdische Jugend bestimmt. „Auch wenn unsere Jugendlichen dann nach Israel, in die Heimat, die ihre Vorfahren einst verlassen mussten, zurückkehren, ist es doch sehr wichtig, dass sie vorher ein gutes geistiges Rüstzeug bekommen“, meint Jose Blum.

Doch Wissen über das rumänische Judentum vermitteln auch das renommierte Forschungszentrum für Jüdische Geschichte, die Dokumentarabteilungen des Jüdischen Museums und des Holocaust-Museums in Bukarest, sowie die Institute für judäische und hebräische Studien an den Universitäten Bukarest, Iasi, Cluj-Napoca, Craiova und Arad. „Denn Wissen“, so José Blum, „war Jahrhunderte hindurch immer eine Waffe des Judentums – damals die einzige.“

Die Rückkehr zur Tradition und die Besinnung auf Überlieferung und Werte des Judentums haben dieses beeindruckende Phänomen eingeleitet, nämlich dass trotz Rückgang der Gemeindemitglieder das jüdische Kulturleben einen Aufschwung erlebt, den es zur Zeit der kommunistischen Diktatur so nicht gegeben hat. Damals, d.h. bis zum Jahr 1990, war man bemüht, wenigstens äußere Formen des jüdischen religiösen Lebens zu bewahren, heute hingegen versuchen jene, die sich ihrer jüdischen Wurzeln wieder bewußt sind, das innere Wesen und den tieferen Sinn des Judentums zu begreifen. Denn, wie Rabbi Rosen 1990 sagte, als er mit der Herausgabe von Dokumentarbänden zur rumänisch-jüdischen Geschichte begann, „der Puls des Judentums schlägt immer dort, wo gelernt wird, und nur durch Wissen kann auch das Verständnis zwischen Juden und Nichtjuden verbessert werden“. ■

dung von Inspektoren für die Überwachung des Konversionsprozesses. Die Konversionen<sup>7</sup> bzw. Anreicherungen<sup>8</sup> unter Aufsicht der IAEA verstoßen nicht gegen den Atomwaffensperrvertrag vom 1. Juli 1968 (Nonproliferationsvertrag – NPT, er trat am 5. März 1970 in Kraft; Vertragspartner unterwerfen sich der Kontrolle durch die 1957 in Wien geschaffene IAEA). Zudem, so wurde von der iranischen Führung mehrmals betont, existiert ein islamisches Rechtsgutachten (*Fatwa*), das Massenvernichtungswaffen als *haram*, als religiös verboten, beurteilt.

Die EU-3 hatte dem Iran dennoch gedroht, die Atomgespräche abzubrechen, sollte das Land tatsächlich, wie kurz zuvor angekündigt, Teile seines Nuklearprogramms wieder aufnehmen. In einem Brief der damaligen Außenminister Joschka Fischer (Deutschland) und Jack Straw (Großbritannien), Philippe Douste-Blazy (Frankreich) und des Hohen Repräsentanten der EU-Außen- und Sicherheitspolitik, Javier Solana, an Hassan Rowhani, dem Vorsitzenden des Nationalen Sicherheitsrates in Teheran, hieß es, der Iran beabsichtige einen Schritt, der den Dialog mit Europa „beenden“ würde.<sup>9</sup> Die iranische Führung müsse wissen, dass sie die europäischen Verhandlungsführer – die EU-3 – sowie Russland und die USA nicht spalten könne. Es gebe Mittel und Wege des „wirtschaftlichen Widerstands“, falls jemand den Besitz von Nuklearwaffen anstrebe, erklärte der damalige Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland, Gerhard Schröder. Die Europäer würden, so hieß es im Brief, „nur mit dem Prozess fortfahren können, wenn sich beide Seiten an alle Vereinbarungen“<sup>10</sup> hielten. Dazu gehöre die vollständige und überprüfbare Aussetzung sämtlicher Anreicherungs- und Wiederaufbereitungsaktivitäten. Die Europäer kündigten in ihrem Brief an, dass sie die Einberufung einer Sondersitzung des IAEA-Gouverneursrates innerhalb der nächsten Tage veranlassen würden. Frankreichs Außenminister Douste-Blazy stellte – in Übereinstimmung mit Premierminister de Villepin – wie folgt klar: Sollte der Iran die dort gefassten Beschlüsse nicht beachten, dann müsste der UN-Sicherheitsrat angerufen werden.

Anfang August 2005 machte die EU dem Iran ein neuerliches Kompromissangebot: Die EU billige dem Iran das Recht zu, seine Nuklearenergie friedlich zu nutzen, solange der nukleare Brennstoff hierfür vom Westen bereitgestellt werde. Die EU-3 wären bestrebt, dem Iran die Möglichkeit zum Kauf von Nuklearreaktoren und Brennstoff sowie eine vollständige wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Westen in Aussicht zu stellen, wenn das Land im Gegenzug auf sein Programm zur Atomwaffen-Entwicklung verzichte. Das relevanteste Angebot bestehe jedoch in der Zusammenarbeit im zivilen Nuklearsektor: Teheran dürfe demnach zwar Brennstoffe ankaufen, müsste die verbrauchten Brennstäbe zur Endlagerung jedoch in andere Länder transportieren. So sollte der Iran gehindert werden, die Stoffe für die Produktion von Atomwaffen einzusetzen. Auch die Konversion von Uran solle dem Iran demzufolge verboten bleiben.<sup>11</sup>

Die EU-Staaten und die USA stimmten am 24. September 2005 schließlich einer Resolution im Gouverneursrat der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) in Wien zu, die darauf abzielt, den Streit um das iranische Atomprogramm vor dem UNO-Sicherheitsrat zu bringen. Diese Resolution wurde mit 22 von 35 Stimmen angenommen. Russland und China sowie zehn Entwicklungsländer enthielten sich der Stimme. Venezuela stimmte als einziges Land gegen die Resolution. Die iranische Regierung hatte ebenfalls diese Resolution zurückgewiesen. Irans Außenminister Manutschehr Mottaki hatte die IAEA-Entscheidung als

„rechtswidrig und unlogisch“ bezeichnet. Demnach hätten die EU-3 – also Deutschland, Frankreich und Großbritannien – mit ihrem Verhalten im Gouverneursrat der IAEA gegen frühere Vereinbarungen mit dem Iran verstoßen und „ein bereits von den USA festgelegtes Szenario“ umgesetzt.<sup>12</sup> In der Resolution wird der iranischen Regierung die Nichteinhaltung des Atomwaffensperrvertrages vorgehalten. Daher sollte der Gouverneursrat erwägen, den UNO-Sicherheitsrat einzuschalten. Der Zeitpunkt dafür wurde jedoch offen gelassen. Der Iran wird in dieser Resolution wiederholt aufgefordert, sämtliche Aktivitäten zur Urananreicherung umgehend einzustellen bzw. keinesfalls wieder aufzunehmen.

Im Handel mit Nuklearmaterial ist der Iran mit Pakistan und Nordkorea involviert. Teheran lieferte Marschflugkörper an Nordkorea, die auch mit Atomsprengköpfen bestückt werden können. Nordkorea hatte Mittelstreckenraketen mittels Luftfracht an den Iran verkauft. Ein sichtlicher Beweis dieser Art geschäftlicher Beziehungen bildet die iranische Mittelstreckenrakete *Shabab-3* (Reichweite: 2.000 Kilometer), die ebenso wie die pakistanische *Ghauri*-Rakete auf der nordkoreanischen *Nodong-1* basiert. Hinter dem Aufbau des iranischen Atomprogramms steckt Abdul Quadeer Khan, der „Vater der pakistanischen Atombombe“. Der Atomforscher hatte während der neunziger Jahre dem Mullah-Regime in Teheran Zentrifugenteile geliefert, die zur Urananreicherung verwendet werden. Pakistans Präsident Perez Muscharraf hatte diesbezüglich erklärt, dass die iranische Führung entgegen öffentlicher Bekundungen nach dem Besitz von Nuklearwaffen strebe.<sup>13</sup> Pakistan verfügt derzeit über *Ghauri/No Dong*-Raketen mit einer Reichweite von 1.300 Kilometern und *Ghauri-2* mit einer Reichweite zwischen 1.500-2.000 Kilometern.<sup>14</sup> Das iranische Atomprogramm wird von Russland unterstützt. Die russische Regierung genehmigte die Lieferung von Interkontinentalraketen des Typs SS-9 (im Iran *Shabab-3A* bezeichnet) an den Iran. Zudem hatten staatliche russische Waffenexporteure (600-Millionen-Euro-Geschäft) den Verkauf von modernsten Luftabwehrraketen mit der iranischen Regierung vereinbart: 29 mobile Kurzstrecken-Raketensysteme *TOR M-1* mit je vier Raketen sollen Irans Luftabwehr stärken.<sup>15</sup> Das System eignet sich besonders gegen tief fliegende Objekte wie Marschflugkörper. Der Iran dürfte damit strategische Objekte wie seine Atomanlagen schützen. Im Jahr 2000 kündigte die russische Regierung einen Pakt mit den USA über die Begrenzung von Waffenlieferungen an den Iran.

Israel hatte in diesem Zusammenhang den Druck auf die russische Regierung zu verstärken versucht, da diese Mittelstreckenraketen in den Iran liefert, dort aufrüstet und bestrebt sei, diese unter dem Namen *Ghadr-101* nach Syrien zu exportieren.<sup>16</sup> Israel habe auch mehrmals zum Ausdruck gebracht, es werde einen Bombenbau Irans nicht tolerieren. Bei ihrem Treffen in Bratislava im Februar 2005 betonten US-Präsident George W. Bush und Russlands Staatschef Vladimir Putin ihre Einigkeit darüber, dass weder der Iran noch Nordkorea im Besitz von Nuklearwaffen sein sollten.<sup>17</sup>

Der Iran musste zugeben, in Natanz mit dem Aufbau einer nichtdeklarierten Urananreicherungsanlage begonnen zu haben. Zudem erwarb der Iran in den neunziger Jahren aus Pakistan auf geheimem Wege Nukleartechnologie. In Arak wurde ein Schwerwasserreaktor gebaut, der nach Expertenmeinung wenig wirtschaftlichen Sinn macht – außer man nutzt ihn, um Plutonium für Kernwaffen zu gewinnen. Weiters hatte der Iran mehr als 36 Tonnen Uranerzkonzentrat (*Yellow Cake*) zu Uran-Hexafluorid umgewan-

## Jüdisches Museum Hohenems plant neue Dauerausstellung

Nach 15 Jahren erfolgreicher Arbeit in Hohenems wird umgebaut – am 29. April 2007 wird das Jüdische Museum neu eröffnet!



### Das Projekt

Gemeinsam mit den Architekten Erich Steinmayr und Friedrich H. Mascher (Feldkirch und Wien), die zuletzt durch den Umbau der Wiener Albertina von sich reden gemacht haben, dem Designbüro *stecher id* (Götzis) und dem Ausstellungskurator Hannes Sulzenbacher (Wien) wird die ständige Ausstellung des Museum neu konzipiert und gestaltet:

- In 15 Jahren Sammlungstätigkeit erworbene Exponate und der lebendige Kontakt zu den Nachkommen der Hohenemser Juden erweitern unsere Möglichkeiten, jüdische Erinnerung und Gegenwart zu vermitteln.
- Spannungsfelder jüdischer Geschichte und Kultur werden pointierter entfaltet und produktive Fragen an eine Gegenwart gestellt, die mehr denn je durch grenzüberschreitende Beziehungen, Migration und Netzwerke geprägt ist.
- Mehrsprachigkeit wird die zukünftige Ausstellung einem internationalen Publikum weiter öffnen.
- Audiostationen werden individuelle Vertiefungen ermöglichen.
- Kinder und Jugendliche sollen in der neuen Ausstellung durch altersgemäße Zugänge für einen anderen Blick auf ihre eigene Lebenswelt interessiert werden.

## Eisenstadt



Copyright: Landepolizeikommando Burgenland

21 km bis zur Freiheit/Eisenstadt- Sopron 1956 nennt sich die Ausstellung, die am 20. September um 19 Uhr im Rathaus eröffnet wird. Thematisiert werden die Ereignisse zum Ungarnaufstand 1956, die sich im Umfeld der beiden Partnerstädte Eisenstadt und Sopron ereignet haben. Der Fluchtweg wird dabei metaphorisch nachgezeichnet.

Der Weg von Sopron nach Eisenstadt führt heute wie damals über die Gemeinden Klingenbach und Wulkaprodersdorf. Klingenbach spielte eine wichtige Rolle bei der Abwicklung der Hilfstransporte. Einige tausend Ungarn flüchteten über den dortigen Grenzübergang ins Burgenland. Ein erstes großes Sammellager für Flüchtlinge war in Eisenstadt. Die burgenländischen Aspekte werden in Fotos dargestellt und durch Fotomaterial aus Sopron ergänzt.

Weitere Themen sind u.a. die Tätigkeiten des Roten Kreuzes, das Eisenstädter Flüchtlingslager, der Besuch von Richard Nixon und Flüchtlingschicksale. Neben Fotos werden auch Originaldokumente wie Zeitungen und Archivalien verwendet.

Die Ausstellung ist bis Mitte Dezember während der Öffnungszeiten des Rathauses zu besichtigen.

Auslegungen“ (Baumann, 1992), es wurde Thema vieler wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Eine künstlerische bot der Regisseur Robert Quitta: Er löste die Begegnung dramatisch auf – in Form eines Märchens. Im Währinger Theater des Augenblicks erlebte „Celan im Schwarzwald“ im Jänner 2006 seine Uraufführung. Quitta schrieb das Stück dem Theaterhaus auf den Leib – die Breite dieser „Cinemascope-Bühne“ schafft genügend Platz zwischen den beiden Menschen, ihren Biografien und Gedanken.

Hier sitzen sie einander gegenüber: der Jude und der Nazi, der Dichter und der Denker, das Opfer und der Täter. Heidegger ist archaisch und ländlich gekleidet. Mit wohlgerundetem Bäuchlein sitzt er an der Hausmauer, spricht vor sich hin: „Das Ding dingt...“. Mit Euphorie lässt er Wort für Wort akzentuiert über seine Lippen kommen. Ihm gegenüber Paul Celan – nachlässig elegant gekleidet sitzt er an einem Café-Tisch bei einer Karaffe Rotwein. Er beginnt „eingejännert, eingedunkelt...“. Wie Antithesen schleudert er Heidegger Worte entgegen. Zwischen ihnen steht nur der Brunnen. Der zu Heideggers Refugium gehört, der aber Celan besonders faszinierte: „Brunnen mit dem Sternwürfel drauf“ nennt er ihn später in „Todtnauberg“. Celan und Heidegger werfen einander Wortkaskaden zu – leise Sätze, die anschwellen und wieder verebben. Die wie Pfeile zum Gegenüber geschossen werden, sich miteinander verschlingen und wieder abstoßen. Hier wird geschüttelt, gereimt, zerlegt, wiederholt, wiederholt, wiederholt. Die Stimmungen gehen hoch und tief, von Ekstase zu Verzweiflung, von Freude zu Paranoia. Und jedes Wort ist original von Heidegger und Celan. Quitta erweckt ihre Texte zu Leben und komponiert aus Wortfetzen ein Kunstwerk.

Celan, von jugendlicher Ungestümheit, wird deutlicher, lauter, härter. Heidegger bleibt fast unerträglich gleichgültig, rezitiert selbst- und textverliebt seine Worte.

Robert Quittas Faszination an dieser Begegnung hat sich 1997 entzündet: Damals war er in der Neuen Zürcher Zeitung auf einen Artikel über das Treffen in Todtnauberg gestoßen. Beide Akteure waren ihm keine Unbekannten. Mit Heidegger setzte er sich schon lange auseinander, mit „Celan bin ich aufgewachsen“, erzählt er. Seit jeher beeinflusste Celans Poetologie seine Art, Theater zu machen. Und das ist eine feinsinnige Art mit klaren, schönen Bildern. „Man versteht nichts und weiß alles“, schwärmt er von Celan

– man könnte dieses Zitat auch auf Quittas Art, Regie zu führen, anwenden.

Heidegger näherte sich der Regisseur von einer anderen Seite: „Er war der Feind“, erzählt Quitta. Seine Bücher fand er schon in der Schule „unappetitlich“, die „Sprache unsäglich“, die Person im Trachtenjanker entsetzlich und abstoßend. Und dann diese Frage: Was fand Paul Celan an diesem Menschen?

Quitta siedelt die beiden weit voneinander entfernt an. Während der Hausherr unverdrossen Holz hackt, und Celan am Tisch stehend heftig rezitiert, laufen zwei Königskinder von links nach rechts, von rechts nach links. Mit Zitaten der Gebrüder Grimm schlagen sie den Rhythmus des Stücks, von „Es war einmal“ bis zu „Da war eine Maus, und das Märchen war aus.“. Warum ein Märchen? „Diese Idee war gleich da“, erzählt der Regisseur. Der Schwarzwald ist sozusagen Teil des Beziehungsdreiecks. Und „jedes dritte Märchen spielt im Wald“, erklärt Quitta: „Im Wald verirrt man sich“. Die zwei Königskinder, die nicht zueinander können, zeigten die unüberwindbaren Grenzen auf. „Man glaubt gar nicht, in wie vielen Märchen ein Brunnen eine zentrale Rolle spielt“, erzählt Quitta weiter. In „Celan im Schwarzwald“ hat der Brunnen noch andere Symbolik: Er ist das Wasser, die Seine, in die Paul Celan drei Jahre nach seinem Besuch in Todtnauberg geht. Und seinem Leben 49-jährig im Jahr 1970 ein Ende macht. Wenige Tage zuvor, am Gründonnerstag desselben Jahres, hatten Heidegger und Celan einander noch einmal getroffen. Der Philosoph forderte Celan auf, ihr Treffen im Schwarzwald im Sommer zu wiederholen – Celan lehnte ab.

Am 20. April wurde Paul Celan am Seine-Ufer tot aufgefunden. In seiner Wohnung fand man ein mit Anmerkungen versehenes Handexemplar von Heideggers Werk „Sein und Zeit“.

Julia Urbanek ist Kulturjournalistin bei der Wiener Zeitung.

#### Quellen:

Baumann, Gerhard: „Erinnerungen an Paul Celan“. Frankfurt, 1992.

Gellhaus, Axel: „Paul Celan bei Martin Heidegger in Todtnauberg“. Marbach, 2002.

Programmheft „Celan im Schwarzwald“: Texte von Stephan Krass, Wolfgang Emmerich, Martin Heidegger. Wien, 2006. ■

*Ein mit Frieden gesegnetes  
Neujahrsfest wünscht allen  
jüdischen Bürgerinnen und Bürgern  
herzlich*

**Bundesrätin  
Mag. Gertraud Knoll**

Zukunfts- und Kulturwerkstätte  
Schönlaterngasse 9  
1010 Wien  
Tel. 01/513 86 82  
Fax 01/513 86 81



Die Innsbrucker  
Sozialdemokratinnen und  
Sozialdemokraten

wünschen zum  
bevorstehenden Neujahrsfest  
alles Gute !



Chemie unterrichtete, äußerte er sich später voll Verachtung; der jüdische Religionslehrer der Schule fand keine Erwähnung.

Josef Sommer maturierte 1908 mit Auszeichnung und schloss seine Ausbildung an der Technischen Hochschule in Zürich mit dem Titel Ingenieur ab. Schon vorher hatte sich bei ihm eine Gehbehinderung – vermutlich durch Kinderlähmung verursacht – bemerkbar gemacht. Nach dem Ersten Weltkrieg übernahm er den elterlichen Betrieb und führte ihn gemeinsam mit seinem Schwager Franz Popper, ehe er 1928 Konkurs anmelden musste. Er beschäftigte sich mit philosophischen Themen, veröffentlichte Anfang der dreißiger Jahre auch ein Buch über Friedrich Nietzsche und korrespondierte mit Thomas Mann. Die einzige Gegenstimme in Reichraming, bei der Volksbefragung vom 10. April 1938, mit der die Annexion Österreichs an das Deutsche Reich vollzogen wurde, stammte von seiner langjährigen Freundin Maria Blochberger. Im November 1938 musste Sommer gemeinsam mit seiner Mutter die Ortschaft verlassen und in Wien Wohnsitz nehmen. Am 12. Mai 1942 wurde er nach Izbica deportiert, dort ermordet. Seine Schwester Martha, die ihm finanziell immer wieder unter die Arme gegriffen hatte, war einige Monate vorher nach Theresienstadt transportiert, dann in Auschwitz vergast worden. Auf einem Foto, das Verwandte über die Jahre gerettet haben,



*Die Steyrer Rabbinerfamilie Schön 1905/06*

ist Josef Sommer zu sehen: schmales, längliches Gesicht, schütteres Haar, aufmerksam prüfender Blick. Nur dieses eine Bild ist von ihm geblieben. Kein Grab, kein Gedenkstein.

Um 1900 zählte die Israelitische Kultusgemeinde Steyr an die zweihundert Mitglieder, von denen allerdings nur vierzig zahlungspflichtig waren. Von daher rührten die ständigen Geldsorgen, mussten doch der Rabbiner und die Einrichtungen der Gemeinde von der Kultussteuer bezahlt werden. Heinrich Schön verlangte, dass sein Gehalt wenigstens der Teuerungsrate angeglichen werde, was angesichts seiner vielen Kinder auch bitter notwendig gewesen wäre. Aber der Vorstand der Kultusgemeinde gewährte ihm nur eine kleine Zulage. Einmal wurde er sogar gekündigt, dann wieder eingestellt. Eine Lösung des finanziellen Engpasses schien sich durch die Einführung von Gebühren für Trauungen durch die k.k. Statthalterei abzuzeichnen, nur war in einer derart kleinen Kultusgemeinde auch damit nicht viel zu verdienen. So oft wurde schließlich nicht geheiratet. Also lebte die Familie in bescheidenen Verhältnissen. Ihre Wohnung

befand sich im selben Haus in der Bahnhofstraße, in dem auch die Synagoge untergebracht war. Dort kam Heinrichs und Eleonoras jüngstes Kind zur Welt, Erwin.

Dessen Tochter Hanna besitzt ein sepiafarbenedes Foto der Rabbinerfamilie. Es ist undatiert, aber Hanna glaubt zu wissen, dass die Aufnahme 1905 oder 1906 gemacht wurde. In der Bildmitte, an einem kleinen rechteckigen Tisch, sitzen Heinrich und Eleonora Schön; er Mitte fünfzig, breitschultrig, mit ausgeprägter Stirnglatze und grauem Vollbart, der die Oberlippe verdeckt. Dünne Brauen, darunter kleine, scharf blickende Augen, in denen der Betrachter sowohl Gelassenheit als auch Kraft wahrzunehmen glaubt. Heinrich trägt einen dunklen Anzug, unter der Jacke ein weißes Hemd mit schmalem Kragen, darüber eine Krawatte. Eleonoras üppige Gestalt steckt in einem bodenlangen Kleid, über das die lange zierliche Kette eines Monokels verläuft, um den Hals hat sie ein Tuch gebunden. Die Haare sind in der Mitte gescheitelt und am Hinterkopf hochgesteckt. Wegen der Tränensäcke unter den Augen und den leicht nach unten weisenden Mundwinkeln wirkt sie müde und abgekämpft. Ihre rechte Hand, mit dem Ehering am Mittelfinger, ruht auf dem Oberschenkel, mit der Linken stützt sie sich auf den Tisch. Dort liegt auch ein aufgeschlagenes Buch, es könnte sich um das Fotoalbum der Familie handeln.

Links von der Mutter sitzt die damals zwölfjährige Theresa. Das dunkle Kleid mit Pluderärmeln und die hohen Schnürschuhe passen nicht recht zu ihrem kindlichen Gesicht, in dem Neugier und Misstrauen einander die Waage halten. 1920 sollte sie in Wien den aus Sachsen stammenden Vertreter Max Epperlein heiraten, der nach den Nürnberger Rassegesetzen als Arier galt. Deshalb, und weil er zu ihr hielt, konnte Theresa den Naziterror überleben. Sie starb 1970 und ist in Wien begraben.

Rechts vom Vater steht Erwin, neun Jahre alt. Er war nicht nur der jüngste, sondern auch der einzige der Familie, der in Steyr geboren wurde. Den linken Arm hat er in die Hüfte gestemmt, das linke Bein lässig nach vorn geschoben. Er lächelt zwar nicht, scheint von der Situation im Fotoatelier aber auch nicht sonderlich beeindruckt zu sein. Seine Tochter schreibt, dass er sich später gern an seine Kindheit und Jugend erinnert habe. In Steyr habe er Freunde gewonnen, die ihm sein ganzes Leben lang treu geblieben seien. In der siebten Klasse der Oberrealschule zeichnete er den Ortskai, alte, mittelalterliche Häuser, darüber der Wehrturm auf dem Tabor. Das Bild hängt heute in Hannas Wohnzimmer. 1955 kam sie während einer Europareise nach Steyr und ließ sich von einem Schulfreund ihres Vaters durch die Stadt führen. Ihre Tochter, Erwins Enkelkind also, besuchte Steyr erst vor wenigen Jahren. Sie war einigermaßen überrascht zu sehen, dass vor dem Geburtshaus ihres Großvaters und der beruflichen Wirkungsstätte ihres Urgroßvaters eine Gedenktafel angebracht ist.

Rechts neben Erwin sitzt, auf dem Familienfoto, seine vierzehnjährige Schwester Ida. Wie Theresa trägt sie hohe Schnürschuhe, dazu einen dunklen Rock, eine etwas hellere Bluse und eine Halskette. Sie hält ein Buch in den Händen, und ihr Blick ist skeptisch, auch ein wenig unsicher. Im Jahr 1930 zog Ida nach Wien. Dort führte sie zwei Jahre lang, bis zu deren Ableben, den Haushalt ihrer Mutter. Ida wurde am 27. April 1942, genau einen Monat nach ihrem fünfzigsten Geburtstag, nach Wlodawa deportiert, das elf Kilometer vom Vernichtungslager Sobibor entfernt lag. Von den neunhundertneundneunzig nach Wlodawa deportierten österreichischen Juden haben nur drei überlebt. Ida Schön war nicht darunter.

Urne tatsächlich dort beigesetzt wurde. Auch in der Gedenkstätte von Schloss Hartheim ist ihr Name verzeichnet. Ihrem Bruder Erwin gelang es Ende 1938, zusammen mit seiner Frau Ludmilla und der damals dreizehnjährigen Tochter Hanna nach Shanghai zu flüchten. In Genua gingen sie an Bord eines Schiffes, das durch den Suezkanal nach China fuhr. Für Shanghai wurde kein Einreisevisum verlangt, man benötigte auch keine Bürgerschaft. Die Flüchtlinge trugen bei ihrer Ankunft eine Barschaft von zehn Reichsmark, vier Dollar nach dem damaligen Wechselkurs, bei sich. In Wien hatte Erwin nach Ende des Ersten Weltkriegs, in dem er es zum Zugführer gebracht hatte, Chemie studiert, das Studium aber aus finanziellen Gründen abbrechen müssen, sich und seine Familie später in mehreren Berufen, unter anderem als Gemischtwarenhändler, durchgebracht. In Shanghai versuchte er sich zunächst als Industriefotograf – die Fotografie war schon in Wien sein Steckenpferd gewesen –, bevor er sich wieder dem einstigen Studienfach zuwandte, als Chemiker in mehreren Betrieben arbeitete und mit Chemikalien handelte. Die letzten beiden Kriegsjahre musste die Familie, gemeinsam mit den anderen jüdischen Flüchtlingen, in einer Art Ghetto zubringen. Ein Jahr nach der Befreiung wanderte sie zu viert – Ludmilla hatte 1941 einen Sohn, Tom Hendrik, zur Welt gebracht – nach Australien aus. Gemeinsam mit einem einheimischen Partner baute Erwin Schön einen Betrieb auf, der Lacke produzierte. Er brachte seine Sachkenntnisse ein, sein Partner war für die Finanzen zuständig. Nach Beendigung der Zusammenarbeit handelte Erwin wieder mit Chemikalien. Er starb mit zweiundsiebzig, seine Frau mit sechsundneunzig Jahren.

Heinrich Schön war am 14. Mai 1926 in Wien gestorben. Sein Rabbineramt in Steyr dürfte er bis kurz vor seinem Tod ausgeübt haben. Vermutlich wurde er deshalb in Wien begraben, weil seine Kinder dort lebten. Die Todesursache ist unbekannt. Im Jahresbericht des Schuljahres 1925/26 der k.k. Staats-Oberrealschule Steyr wurde sein langjähriges Wirken mit folgenden Worten gewürdigt: „Heinrich Schön, welcher durch 31 Jahre Seelsorger der israelitischen Kultusgemeinde war und als solcher seit dieser Zeit selbstlos auch den israelitischen Religionsunterricht an der Anstalt erteilte, hat sich wegen seines stets vornehmen und konzilianten Wesens nicht nur bei seinen Glaubensgenossen, sondern weit über deren Kreis hinaus große Sympathie erworben.“ Willi Nürnberger, der Sohn des letzten Steyrer Rabbiners, hat mir versichert, dass von Schön immer mit großer Hochachtung gesprochen worden sei. Beim Betrachten eines zweiten Fotos, das ihn im Alter zeigt, ergreifen mich sein gütiges Gesicht und seine bescheidene, unprätentiöse Körperhaltung. Als habe Heinrich Schön das Leben in all seinen Höhen und Tiefen erkannt. Schwer zu sagen, ob er geahnt hat, was seinen Kindern und seiner Gemeinde bevorstand.

Was von der Familie geblieben ist: Ein Grab in Wien; zwei braunstichige Fotos; ein Nachruf im Jahresbericht der Schule; einige Briefe und Aktenstücke; ein Amtseid auf einem vergilbten Blatt Papier; eine Buchseite. Eine alte Frau in Australien, ihr Bruder, ihre Tochter. Als Heinrich Schön starb, war Hanna gerade ein Jahr alt.

Und ich stelle mir vor: Es gibt sie noch, die Jüdische Gemeinde von Steyr. Ihre Synagoge ist kein Drogerie markt. Schüler hier lernen etwas über jüdische Religion. Und Hanna lebt in der Stadt, in der ihr Großvater Rabbiner war.

*Karl Ramsmaier, Hannas Familie, in: Erich Hackl / Till Mairhofer, Das Y im Namen dieser Stadt. Ein Steyr Lesebuch, Steyr 2005* ■



**Brigitte Jank**

Obfrau des Wiener  
Wirtschaftsbundes  
Präsidentin der  
Wirtschaftskammer Wien

Namens des Wirtschaftsbundes Wien  
wünsche ich der jüdischen Gemeinde  
der Bundeshauptstadt  
ein friedvolles und schönes Rosh-Ha-Shanah-Fest  
und alles Gute für das Jahr 5767.



Wirtschaftsbund Wien  
1010 Wien, Falkestraße 3 • Tel. (01) 512 76 31 • Fax-DW 34  
[office@wirtschaftsbund-wien.at](mailto:office@wirtschaftsbund-wien.at)  
[www.wirtschaftsbund-wien.at](http://www.wirtschaftsbund-wien.at)  
[www.b2bnetwork.at](http://www.b2bnetwork.at)

**Wir sind dabei...**

...weil wir gemeinsam  
**mehr erreichen  
können.**

Die Gewerkschaft der Privat-  
angestellten (GPA) vertritt die  
Interessen von Angestellten,  
Lehringen, atypischen Be-  
schäftigten, SchülerInnen  
und StudentInnen.

Es gibt vieles, für das es sich lohnt,  
**organisiert zu sein.**

GPA-Mitglieder haben's besser.  
Überzeugen Sie sich selbst:

[www.gpa.at](http://www.gpa.at)





Bezirksvorsteherin  
**SUSANNE REICHARD**

wünscht im Namen der  
**Bezirksvertretung Wieden**

*ein gesegnetes,  
erfolgreiches und  
friedliches neues Jahr!*



Ich wünsche den jüdischen BürgerInnen und allen LeserInnen des DAVID ein gesegnetes, friedliches Neujahrsfest.

**Renate Kaufmann**  
Mariahilfer Bezirks-  
vorsteherin



**LABg. Bürgermeister**  
**Alfredo Rosenmaier**

wünscht allen  
jüdischen Mitbürgern  
und ihren Angehörigen  
*ein hoffnungsvolles  
Neujahrsfest!*



Vielfältigkeit und Offenheit sind wichtige Voraussetzungen dafür, dass eine Gemeinde politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich aufblühen kann. Intoleranz darf in unserer Gesellschaft keinen Platz haben und muss mit allen demokratischen Mitteln verhindert werden. In diesem Sinne wünsche ich allen Lesern der Kulturzeitschrift ein neues, friedvolles Jahr im Geiste des Respekts und der Gemeinsamkeit.

Helmut Zimmermann  
Bürgermeister der Gemeinde Bürs/Vorarlberg  
6706 Bürs, Dorfplatz 5

*Wir bringen  
Schwung in Ihre Garderobe*

**MAß -UND ÄNDERUNGSSCHNEIDEREI**

**Inge Bogner**

1020 Wien,  
Untere Augartensraße 13  
T.: 332 89 88

*wünscht allen Kunden und Freunden  
ein glückliches neues Jahr.*

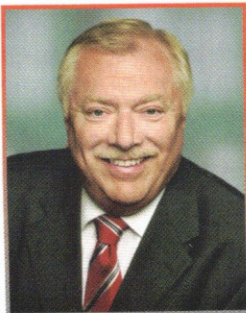
**Das Sanatorium**  
**Maimonides-Zentrum**



Elternheim, Pflegewohnheim, Krankenanstalt und Tagesstätte der Israelitischen Kultusgemeinde und dessen Mitarbeiter wünschen allen Gemeindegliedern ein schönes Rosch Haschana und nehmen die Gelegenheit wahr, den Förderern des Maimonides-Zentrums ihren besonderen Dank auszudrücken

Für weitere Spenden zu Gunsten der Entwicklung des Maimonides-Zentrums danken wir im voraus.

Bankverbindung:  
BAWAG, BLZ 14000, Kto.Nr. 02010-733-807



Die Wiener SozialdemokratInnen wünschen allen Leserinnen und Lesern ein **GUTES NEUES JAHR!**

Ihr Bürgermeister

*Michael Häupl*

Dr. Michael Häupl



[www.wien.spoe.at](http://www.wien.spoe.at)

beim Vorhaben der Judenausrottung in die Wirklichkeit umgesetzt hatten.

Aus der Rückschau betrachtet hatten die jüdischen Flüchtlinge, die in Schanghai unterkommen konnten, das große Los gezogen. Unmittelbar im Geschehen selbst war indessen das Schicksal der Menschen, die jenseits ihrer abgestammten Umgebung in einer völlig neuen Kultur Unterschlupf fanden, ein hartes. Einmal abgesehen von der allgemeinen langjährigen Ungewissheit, ob letztendlich nicht die Achsenmächte doch noch das Völkerringen für sich entscheiden würden, ging es auch um tagtägliche Herausforderungen, die zuweilen existenzbedrohende Ausmaße annehmen konnten. Die Menschen landeten in Schanghai oft nur mit dem Nötigsten und sehr geringen finanziellen Mitteln und mussten sich in einer Stadt, die ihre gloriosen Zeiten längst gesehen hatte, die vom Bürgerkrieg und Zweiten Weltkrieg umzingelt war, in der sich die Flüchtlinge drängten, erst einmal eine kümmerliche Existenz aufbauen. Dass dies den meisten schlecht und recht gelang, ist nicht nur ein Tribut an den Überlebenswillen und die Heroik der einzelnen Menschen, sondern es reflektiert auch die außergewöhnliche Solidarität, zu welcher die jüdische Gemeinschaft in Schanghai und darüber hinaus fähig war.

Liest man Augenzeugenberichte aus der Zeit des jüdischen Exils in Schanghai, so fällt auch auf, wie unter all der Ungewissheit die Menschen sich ein einigermaßen normales Leben haben einrichten können. Zum eindrücklichsten gehört das kulturelle Leben, das sich sozusagen in der Schanghaier Diaspora entwickeln konnte. Die jüdischen Flüchtlinge, die aus Deutschland, Österreich, Polen und Russland nach Schanghai kamen, brachten aus ihrer Heimat ihre Traditionen und ihre kulturellen Affinitäten mit. Zahlreiche Clubs wurden gegründet, es gab in Schanghai Zeitungen in deutscher und jiddischer Sprache, Wiener Cafes und russische Musiker und Tänzer. Angesichts der schwierigen materiellen Rahmenbedingungen ist dieses rege gemeinschaftliche Leben zu bewundern. Obschon in den rund sechs Jahrzehnten, die seit dem Kriegsende vergangen sind, viel verloren gegangen ist und auch die schwere Not, die China unter Mao zu erleiden hatte, weiteres Unheil anrichtete, so muss es in privaten Haushalten wohl noch reiches Material über die jüdische Diaspora in Schanghai geben.

Die ersten Juden, die in Schanghai Wohnsitz nahmen und es zu großem Wohlstand brachten, waren Abkömmlinge von Bagdader Juden, die im frühen 19. Jahrhundert nach dem Fernen Osten aufgebrochen waren und sich in Bombay, später Hongkong und Schanghai ansiedelten. Namen wie Kadoori oder Sassoon sind noch heute in all diesen drei Orten ein Begriff. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts flohen Tausende vor den Pogromen in Russland erst in die Mandschurei, von wo sie nach der Annexion ans japanische Imperium nach Schanghai weiter zogen. Schließlich trafen zwischen 1937 und 1939 20 000 Juden aus Europa in Schanghai ein. Einige gingen nach Palästina, Australien

oder Amerika, doch rund 90 Prozent verblieben in Schanghai, wo sie als staatenlose Flüchtlinge in einem Ghetto, Hongkou, untergebracht wurden. Die Lebensverhältnisse waren alles andere als ideal, boten aber im Vergleich zu Europa, wo stets die Deportation ins Konzentrationslager drohte, Sicherheit.

Nach dem Krieg ging die Zahl der Juden in Schanghai rasch zurück. Die meisten wanderten nach Palästina oder in die USA ab, wo sich ihnen eine bessere Zukunft bot als in China, das nach dem Kriegsende noch vier Jahre blutigen Bürgerkrieg zu erdulden hatte. Zudem waren die Flüchtlinge in der chinesischen Umgebung aus nahe liegenden Gründen stets Fremdlinge geblieben. Die Austerität und die totalitäre Planwirtschaft, welche die ersten drei Jahrzehnte der Volksrepublik prägten, trugen dazu bei, dass Schanghai, die einstige kosmopolitische Metropole, in Armut und kommunistischer Eintönigkeit versank, aus der sie sich endlich erst in den letzten zwei Jahrzehnten hat befreien können.

**Urs Schoettli:**

**Korrespondent NZZ International - Peking. Geboren 1948 in Basel. Philosophiestudium an der Universität Basel. 1978 bis 1982 Generalsekretär der Liberalen Internationalen in London, danach bis 1991 Geschäftsführender Vizepräsident. 1983 bis 1989 Südasien-Korrespondent der NZZ in Delhi. 1990 bis 1995 Iberien-Repräsentant der deutschen Friedrich-Naumann-Stiftung, erst in Madrid und danach in Sintra, Portugal. Von 1993 bis 1995 ehrenamtlicher Sekretär der Grosseuropakommission. 1996 Rückkehr zur NZZ, dort bis 1999 Korrespondent in Hongkong, danach von 1999 bis 2002 Fernost-Korrespondent in Peking. Im Vorstand der Max-Schmidheiny-Stiftung. ■**

**Gib't da was GRATIS?**  
UPC Digital TV, Telekabel TV, chello Breitband Internet, UPC Digital Phone und Take Two Digital jetzt GRATIS bis Jahresende!<sup>1)</sup>

**TV, chello, Telefon GRATIS**  
bis 31.12.<sup>1)</sup>

1) kein Monats- bzw. Grundentgelt bis 31.12. 2006, gültig bei Neuanschaffung bis 15.10. 2006. Weitere Bedingungen auf [www.upc.at](http://www.upc.at) und [www.take-two.com](http://www.take-two.com). Sofern nicht anders bei UPC-Produkten gilt.

Willkommen daheim **UPC**


smart:it Lesniewicz & Mermertas OEG  
Ungargasse 30  
1030 Wien

**Tel: 01/9907603**

*Ein gutes Neues Jahr  
Schanah towah!*

**ECK KG**  
IHR INSTALLATEUR  
Gymnasiumstraße 32 | 1180 Wien  
Tel: (01) 478 28 29, Fax: DW 30  
E-mail: [office@eck.co.at](mailto:office@eck.co.at) | Internet: [www.eck.co.at](http://www.eck.co.at)

## Der Währinger jüdische Friedhof Denkmal einer untergegangenen Welt

 Tina WALZER

**Die einzigartige Anlage des Währinger jüdischen Friedhofes eröffnet Einblicke in einen dynamischen, vielfältigen und spannungsreichen jüdischen Aspekt der Vergangenheit Wiens.**

Zwischen 1784 und 1890 wurden auf dem Währinger jüdischen Friedhof rund 9.000 Personen bestattet. Sie repräsentieren den überwiegenden Teil der jüdischen Bevölkerung Wiens bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein. So weisen sie mit ihren biografischen Merkmalen auf die Entstehung und Entwicklung der Wiener jüdischen Gemeinde in dieser Zeit, aber auch auf die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen dieser Entwicklung hin. Der Währinger jüdische Friedhof stellt damit eine bedeutende Quelle der Wiener Stadtgeschichte, mit seinen bemerkenswerten Details aber auch ein Zeugnis der rasanten Veränderungen der gesamten Epoche in der Habsburgermonarchie dar.

Bereits die räumliche Einteilung des Areals verweist auf die eminente Bedeutung des Währinger jüdischen Friedhofes als Spiegel wirtschaftlicher und sozialer, kulturhistorischer, religionsgeschichtlicher sowie architektonischer Entwicklungen. Neben dem ältesten Teil der Anlage mit den architektonisch bedeutendsten Grabstätten bestehen die Hauptallee mit den Gräbern für Angehörige der Priestersfamilien, die Grüfte der assimilierten Unternehmer- und Industriellenfamilien entlang der Einfriedungsmauern, eine eigene, höchst bedeutende Gruppe sephardischer Gräber, Gruppen mit Kinder- und Frauengräbern sowie Bereiche für Armengräber. Die Familiengrüfte wurden von Repräsentanten der Ringstrassenzeit errichtet, die an der Industrialisierung der Habsburgermonarchie massgeblich mitwirkten. Diese ersten modernen Unternehmer gründeten heute noch genutzte Infrastruktureinrichtungen wie Eisenbahnliesen, Versicherungsgesellschaften, Nahrungsmittel-, Konsumgüter- und Textilindustrie.

Die im Zuge des 19. Jahrhunderts auch in den habsburgischen Ländern durchgesetzte Modernisierung der Gesellschaft findet ihren Niederschlag einerseits in der sich wandelnden architektonischen Gestaltung der Grabstätten selbst, andererseits aber auch in der Verwendung aussergewöhnlicher Baumaterialien, die für deren Gestaltung gewählt wurden.


Das elegante Grabmal des Siegfried Philipp Wertheimer – er zählte zu den „tolerierten“ Grosshändlern in Wien zu Beginn des 19. Jahrhunderts – ist ein schönes Beispiel für den damals beliebten, im Vergleich zu späteren Formen noch sehr traditionellen „ägyptischen“ Gestaltungsstil. Gusseiserne Grabdenkmäler erinnern an den Boom dieses Baumaterials in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und wecken Assoziationen zu Weltausstellungen und berühmten Bauwerken in ganz Europa. Der Friedhof bietet in seiner Vielfältigkeit ein Abbild des breiten, sich wandelnden religiösen Spektrums zwischen Traditionalismus und Aufklärung. Hinweise darauf finden sich in allererster Linie in der Auswahl der Grabinschriften und in deren Gestaltung, aber auch ganz wesentlich in der ornamentalen Gestaltung der Grabsteine. Auch die räumliche Orientie-

rung der Grabstellen lässt Rückschlüsse auf den Grad der Anpassung an christliche Beerdigungstraditionen zu. Auf dem Währinger jüdischen Friedhof sind noch mehr als 90% der Grabstellen „geostet“, also entlang der Ost-West-Achse orientiert; lediglich die Familiengrüfte entlang der Umfassungsmauern folgen nicht mehr diesem Gesetz. Die sephardische Abteilung auf dem Währinger jüdischen Friedhof stellt eine eigene riesige Gruppe dar. Die Vielzahl stehender Grabsteine ist im europäischen Vergleich eine absolute Besonderheit – die sephardischen Grabsteine sind für gewöhnlich mit pultartig liegenden Grabplatten versehen, wie etwa in Hamburg und Amsterdam. Stele und Häuschen erinnern in der Gestaltung und Ornamentik stark an orientalische Bestattungstraditionen. Im Wien des frühen 19. Jahrhunderts hatte sich aufgrund besonderer Einwanderungsbedingungen eine grosse sephardische Gemeinde gebildet; die Stadt war damals ein Zentrum des europäischen Orienthandels.

Familiengrüfte entlang der Friedhofsmauern repräsentieren die wirtschaftlich erfolgreichen sozialen Aufsteiger unter den jüdischen Einwanderern nach Wien, die diesem Umstand auch gesellschaftlich Ausdruck zu verleihen bestrebt waren. Sie waren in der Mehrzahl Verfechter einer weitgehenden Assimilation an die umgebende Gesellschaft, denn nur diese garantierte ihnen sozialen Status und wirtschaftlichen Erfolg. Schliesslich bildet der Friedhof auch die Geschichte der Wiener Kultusgemeinde in jener Zeit ab, von deren Vorstadien unter schwierigsten Bedingungen bis hin zu ihrer endgültigen Etablierung. Sämtliche Gründungsmitglieder sind auf dem Währinger jüdischen Friedhof beerdigt. Das Spannungsfeld zwischen Aufklärung und Assimilation auf jüdischer Seite und gesetzlichen, sozialen und ökonomischen Schranken der umgebenden nichtjüdischen Gesellschaft, die trotz all dieser Bemühungen von den meisten jüdischen Bewohnern Wiens nicht überwunden werden konnten, lässt sich an der Vielfalt der Grabstätten in eindrucksvoller Weise ablesen. ■



Reich ornamentiertes Kohaniter-Doppelgrab aus Sandstein in der Hauptallee. Foto: Tina Walzer



„ Der Glaube ist eine Art von  
sechstem Sinn, der wirksam wird,  
wenn die Vernunft versagt. “

Mahatma Gandhi

Glaube, Religion oder Weltanschauung – Religion im ORF bringt Ihnen die verschiedensten Aspekte und Perspektiven religiöser Entwicklungen in aller Welt näher. Umfassend recherchiert, interessant aufbereitet und mit vielen Hintergrundinfos. Als Dokumentation, Film oder aktuelle Diskussion. Unter anderem mit den Sendungen **FeierAbend**, **kreuz&quer**, **Orientierung**, **Religionen der Welt** und **Was ich glaube**. [religion.ORF.at](http://religion.ORF.at)

# DOROTHEUM

SEIT 1707

Auktionswoche 2. – 6. Oktober 2006

Glas und Porzellan, 2. Okt.  
Skulpturen, 3. Okt.  
Meisterzeichnungen, Druckgraphik bis 1900, Aquarelle, Miniaturen, 3. Okt.  
Alte Meister, 4. Okt.  
Möbel und dekorative Kunst, 5. Okt.  
Juwelen, 6. Okt.

Besichtigung ab 23. September 2006  
Palais Dorotheum, Dorotheergasse 17, A-1010 Wien  
Tel. +43-1-515 60-570, client.services@dorotheum.at  
Kataloge: Tel. +43-1-515 60-200, kataloge@dorotheum.at  
Kataloge online: www.dorotheum.com



Balthasar van der Ast (1593/94–1657), Stilleben mit Muscheln und Blumen (Ausschnitt), signiert, Öl auf Holz, 39,5 x 62,5 cm, Auktion 4. Okt.



Zum bevorstehenden Neujahrsfest  
5767 übermittelt die  
Politische Akademie der ÖVP  
allen jüdischen Mitbürgern -  
vor allem aber den Leserinnen und  
Lesern der Zeitschrift DAVID -  
die besten Grüße und Wünsche!

**MODERNPOLITICS**  
POLITISCHE AKADEMIE DER ÖVP

Klubvorsitzender der  
SPÖ-Josefstadt  
**Mag. Manfred  
Kerry**



wünscht allen  
jüdischen BürgerInnen  
ein friedvolles  
neues Jahr!



Koordinierungsausschuss für  
**christlich-jüdische Zusammenarbeit**

**50 Jahre: 1956 – 2006**

**Brücken bauen – Judenfeindschaft bekämpfen**

Wir wünschen den jüdischen Gemeinden und allen  
Freundinnen und Freunden ein friedliches und erfolg-  
reiches Jahr!

**Helmut Nausner (Präsident)**  
**Jacob Allerhand, Martin Jäggle (Vizepräsidenten)**  
**Markus Himmelbauer (Geschäftsführer)**

Zum Beginn des Jahres 5767  
darf ich Ihnen und natürlich allen  
Mitgliedern jüdischer  
Gemeinden in Österreich die  
besten und herzlichsten Wünsche  
und Grüße der Landeshauptstadt  
Innsbruck übermitteln!



*Hilde Zach*

Hilde Zach  
(Bürgermeisterin)

**Ein schönes und friedliches  
neues Jahr!**

wünschen

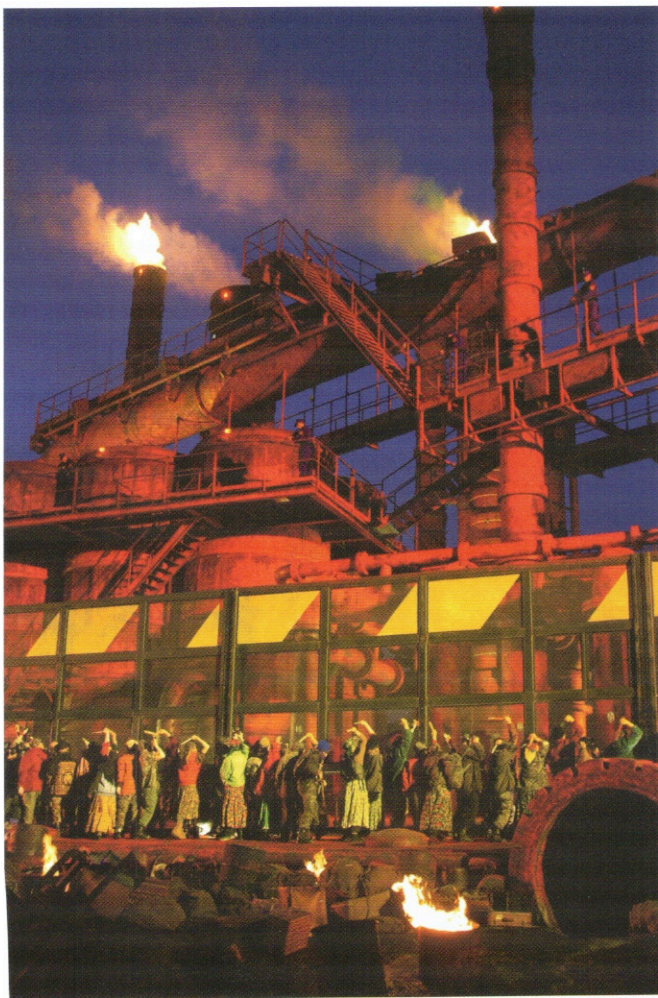


LR Dr. Josef Martinz & LGF MMag. Siegfried Torta





Azucena mit den Soldaten. Szenenfoto der Bregenzer Festspiele 2005 aus Giuseppe Verdi, Der Troubadour. Foto: Karl Forster, mit freundlicher Genehmigung der Bregenzer Festspiele.



Zigeunerchor. Szenenfoto der Bregenzer Festspiele aus Giuseppe Verdi, Der Troubadour. Foto: Karl Forster, mit freundlicher Genehmigung der Bregenzer Festspiele.

kung von Verdis Musik, intoniert von den Wiener Symphonikern unter dem dynamischen Fabio Luisi zum schrecklich-schönen Feuerzauber potenziert. Immer wieder lodert die Flamme auf: Als Stichflamme aus dem Röhrengewirr der machtverheissenden Raffinerie-Burg, als böse aufzischendes Flämmchen aus dem Feuerzeug, das Graf Luna der in seine Hände geratenen Zigeuerin als sadistische Drohung vors Gesicht hält, als Scheiterhaufen, auf dem Acuzena ebenso wie ihre Mutter verbrannt wird. Schliesslich als alles verzehrendes Flammenmeer – Symbol der Liebe und des Hasses, der Ra-

che, die zum dramatischen Schluss- und Höhepunkt der Oper führt: Graf Luna erschießt seinen Rivalen Manrico, und erst jetzt schleudert ihm die Zigeuerin die schreckliche Wahrheit ins Gesicht – er hat seinen Bruder umgebracht und so mit eigener Hand die Rache Acuzenas für ihre Mutter vollzogen.

#### Zeitgeschichtliche Assoziationen

Flammen und Rauch - für manche Zuschauer auf der gigantischen Tribüne am See weckt eine Szene ganz andere Assoziationen: Nach ihrem chancenlosen Aufstand werden die Zigeuner von den Häschern des Grafen Luna als Gefangene abgeführt: Ein endloser Zug trauriger Gestalten, die ihre Habseligkeiten in kleinen Kofferchen über endlose Gänge schleppen. Über ihnen raucht jetzt ein Schlot. Und plötzlich schweifen die Gedanken weit weg von den lauschigen Gestaden des Bodensees – man denkt an Birkenau, an die Shoah. Im persönlichen Gespräch bestätigt der aus New York stammende Bühnenbildner Steinberg, dass diese Gedankenverbindung durchaus beabsichtigt sei. Die Familie des Regisseurs Carsen war in der NS-Zeit zur Flucht aus Deutschland gezwungen; beide, Regisseur und Bühnenbildner, schufen mit dieser packenden Inszenierung Bilder von starker Aussagekraft. Parallel zum Liebesdrama zwischen Leonore und Manrico spielte sich auf der Bregenzer Seebühne der Kampf der Unterdrückten um Freiheit, ja ums nackte Überleben ab – eine Botschaft zweifellos im Sinne Giuseppe Verdis und seiner Ideale.

**Charles E. Ritterband,**  
Geboren 1952 in Zürich, Studien an der Universität Zürich, am Institut d' Études Politiques in Paris und an der Harvard University, Promotion zum Doktor der Staatswissenschaften an der Universität St. Gallen. Seit 1983 Neue Zürcher Zeitung - Auslandsredaktion, Korrespondent in Jerusalem, Washington, London, Buenos Aires, seit 2001 in Wien. Dozent für Journalismus an verschiedenen Fachhochschulen und Universitäten in Österreich. ■





[www.viennaairport.com](http://www.viennaairport.com)

Offen für neue Horizonte.



In der unberührten Schönheit der  
Türkischen Republik von Nordzypren (TRNC)

Die TRNC bietet Sonnenschein über nicht überlaufenen Stränden und einsamen Buchten, komfortable Hotels mit köstlichem „Speis´ und Trank“. Historische Sehenswürdigkeiten, sportliche Betätigungsmöglichkeiten und Unterhaltung verbunden mit der sprichwörtlichen einheimischen Gastlichkeit garantieren einen erholsamen Urlaub.

Nähere Informationen: Tel / Fax: 07485 - 97496  
e-Mail: [Kuefi.seydali@utanet.at](mailto:Kuefi.seydali@utanet.at)  
Homepage: [www.trncpio.org](http://www.trncpio.org)

**ZUMYNDRON**

## Lindengasse 40 Eine Gedenktafel für Albert Pollak und seine Familie

 Tina WALZER

Das Haus Wien 7, Lindengasse 40 wurde im Jahr 1857 erbaut und stand seit 1936 im Eigentum von Albert Pollak. In der NS-Zeit wurde es enteignet, zu Jahresbeginn 1949 an Albert Pollaks Erben rückgestellt. Heute ist das „Grüne Haus“ von den Wiener Grünen als Bürogebäude angemietet. Sie haben am 4. August 2006 am Haus Lindengasse 40 eine Gedenktafel für Albert Pollak angebracht.

Am 4. August 2006 wurde jene Gedenktafel, die die Wiener Grünen am Haus Lindengasse 40 in Erinnerung an den verfolgten und enteigneten ehemaligen Hausherrn Albert Pollak anbringen ließen, feierlich enthüllt. Zu diesem Anlaß nahmen der heute 87-jährige Paul Sternfeld und seine Frau Edith als letzte Angehörige Albert Pollaks die Strapazen der lange Reise auf sich und kamen spontan aus Chicago angereist. Die Initiative für eine Gedenktafel war seitens der Wiener Grünen bereits vor Jahren von Barbara Neuroth begonnen worden, Marco Schreuder griff sie im Frühjahr 2006 wieder auf, und schließlich wurde sie von Gerhard Ladstätter und Veronika Litschel umgesetzt. Der Landessprecher der Wiener Grünen, Albert Steinhauser, vermied es in seiner Ansprache, den Anlaß politisch zu instrumentalisieren und betonte, in Wien sollten an vielen weiteren Gebäuden solche Tafeln angebracht werden. Erst dann würde das Ausmaß des Raubes an der Wiener jüdischen Bevölkerung in seiner vollen Bedeutung sichtbar und damit vielleicht auch erstmals ganz konkret begreifbar. Im Hof des Gebäudes wurde eine begleitende Ausstellung zum Schicksal Albert Pollaks und seiner Familie eröffnet; sie wurde von Tina Walzer kuratiert und ist bis auf weiteres dort zu sehen.

**Hinweis: Ein ausführlicher Artikel „Das Haus Lindengasse 40. Geschichte des Eigentümers Albert Pollak und seiner Familie - Enteignung und Restitution“ von Tina Walzer erscheint in der nächsten Nummer des DAVID. ■**



Von Links: Der Botschafter des Staates Israel in Österreich, Dan Ashbel, Paul und Edith Sternfeld bei der Enthüllungsfest zur Gedenktafel für Albert Pollak am Haus Lindengasse 40, am 4. August 2006. Foto: Norbert Novak, mit freundlicher Genehmigung der Wiener Grünen

### Im Gedenken an den enteigneten Hausbesitzer

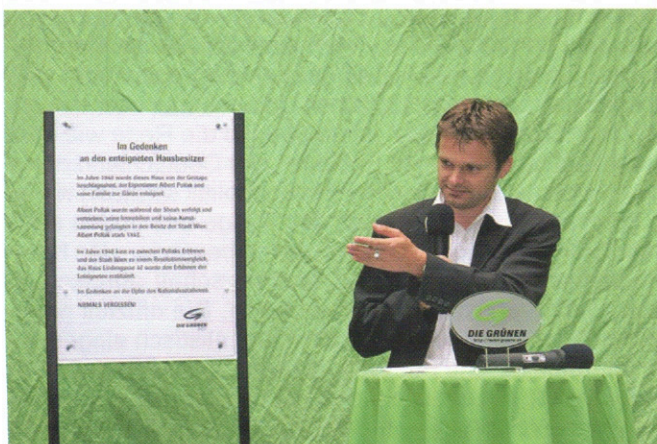
Im Jahre 1940 wurde dieses Haus von der Gestapo beschlagnahmt, der Eigentümer Albert Pollak und seine Familie zur Gänze enteignet.

Albert Pollak wurde während der Shoah verfolgt und vertrieben, seine Immobilien und seine Kunstsammlung gelangten in den Besitz der Stadt Wien. Albert Pollak starb 1943.

Im Jahre 1948 kam es zwischen Pollaks Erblinnen und der Stadt Wien zu einem Restitutionsvergleich, das Haus Lindengasse 40 wurde den Erblinnen des Enteigneten restituiert.

Im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus.

**NIEMALS VERGESSEN!**



Der Landessprecher der Wiener Grünen, Albert Steinhauser, bei seiner Rede anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel für den enteigneten Hausbesitzer Albert Pollak am Haus Wien 7, Lindengasse 40. Foto: Norbert Novak, mit freundlicher Genehmigung der Wiener Grünen

Die Gedenktafel der Wiener Grünen für Albert Pollak am Haus Lindengasse 40. Foto: Norbert Novak, mit freundlicher Genehmigung der Wiener Grünen



## Im Schatten der Orangerhaine

Eli Amir: Im Schatten der Orangerhaine. Aus dem Hebräischen von Stefan Siebers  
BLT Bergisch-Gladbach 2004.  
317 Seiten  
ISBN : 3404921542  
EUR 7,90.-

Angst vor dem Unbekannten – dieses Gefühl beschleicht Nuri oft in seiner neuen Heimat Israel. Zur Erinnerung: Im ersten Teil („Der Taubenzüchter von Bagdad“) schilderte Eli Amir das Leben der Juden in Bagdad; der Roman endete mit dem Entschluss von Nuri Familie, aufgrund der zunehmenden Spannungen nach Israel auszuwandern.

Bereits im Auffanglager für Einwandererkinder wird Nuri schmerzhaft vor Augen geführt, dass er ein Zuwanderer ist – dass er noch dazu nicht aus Europa, sondern einem arabischen Land kommt. Doch selbst hier gibt es im Verständnis der Sabres und früher Eingewanderten feine Unterschiede, so ist Nuri etwa angesehener als sein marokkanischer Freund. Immer wieder kamen Vertreter verschiedener Kibbuzim in das Lager, um Kinder und Jugendliche auszuwählen.

Nuri muss sich lange in Geduld üben, ehe er für das angesehene und relativ reiche Kibbuz Kirjat Oranim ausgesucht wird. Das Leben dort kommt ihm anfänglich wie Luxus vor – regelmäßiges Essen, festes Quartier, Palmenhaine, Elektrizität! –, doch es ist auch gewöhnungsbedürftig, wie auch sein neuer Name – Nimrod. Generell gefällt den meisten Kindern das Leben und Arbeiten im Kollektiv. Nicht alle wollen, nicht alle können sich anpassen, nicht alle vermögen in dieser gemeinnützigen Mini-Gesellschaft ihr Glück zu finden. Doch die (erste) Liebe verändert vieles ...

Die kleinen und großen Konflikte im Kibbuz, angereichert um erste amouröse Erfahrungen der Jugendlichen, bilden den Hauptteil dieses Buches.

Alfred Gerstl



## Das Leben der Berta Camilla Sara von Hartlieb

Friederika Richter: Berta Camilla Sara von Hartlieb. Eine außergewöhnliche Wiener Jüdin und Wladimir von Hartlieb. Herausgegeben von Erhard Roy Wiehn. Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2006.  
178 Seiten  
ISBN 3-86628-057-2  
EUR 14,90.-

Animiert von einem rätselhaften Gedicht, das ihr Freund in einem Bericht seines Onkels Wladimir von Hartlieb fand, macht sich die Malerin Friederika Richter daran, die Le-

bensgeschichte der darin genannten, ihr völlig unbekannt-

ten Frau nachzuzeichnen. Bei dieser handelt es sich um Berta Camilla („Milla“) Sara von Hartlieb.

1879 im ungarischen Szombathely als Berta Nussbaum

zur Welt – unehelich. Sie ließ ihre Tochter evangelisch taufen, nachdem sie selbst zum evangelischen Glauben übergetreten war. Bei Ernestines Vater handelte es sich um Oberstleutnant Ernst Hazay; er verunfallte 1914. (Den Namen Hazay nahm Milla erst 1928 an.)

Milla galt als eine ausgesprochen schöne Frau, und dank ihres guten Geschmacks, den sie im Modegeschäft ihres Verwandten bewies, gelang es ihr, Zugang zur besseren Gesellschaft zu erlangen: Eine Kundin, die Gräfin Hozy, wählte sie als Gesellschafterin aus. Gleich bei ihrer ersten gemeinsamen Auslandsreise nach Monte Carlo 1914 packte Milla im Casino das Spielfieber.

Im Casino, nämlich in Velden am Wörther See, war es auch, wo sie im Jahre 1926 den Dichter Wladimir von Hartlieb (1887–1951) kennen lernte, den sie im November 1933 heiratete. Vermutlich verschwieg sie ihm, dass sie jüdischer Abstammung war: Wladimir von Hartlieb verspürte bis ungefähr 1940 – in diesem Jahr verhängte das NS-Regime wegen seiner Ehe mit einer Jüdin ein Publikationsverbot gegen ihn – große Sympathien für den Nationalsozialismus, und Zeit seines Lebens hielt er an seiner Judenfeindschaft fest. Aus seinen Tagebuchaufzeichnungen während des Krieges geht hervor, dass er zwar das NS-Regime kritisierte, sich ideologisch indes nicht läuterte, sondern den Nationalsozialismus aus anderen Motiven kritisierte: „Niemand kann heute das sogenannte nationalsozialistische Regime mehr verabscheuen als derjenige, der seinerzeit dessen Sieg herbeiwünschte, weil er in der jüdischen Vorherrschaft ein unerträgliches Übel sah, dem durch *gerechte* und *vernünftige* Maßnahmen abgeholfen werden mußte. Ich, der ich selbst in dieser Lage war, muß sogar sagen, daß der Nationalsozialismus an niemandem ein größeres Verbrechen beging als an diesen Anhängern und Mitkämpfern, die er auf eine noch härtere Folter warf als die Juden selbst; denn sicherlich ist die moralische Folter härter als die physische.“

Nach Millas kurzzeitiger Internierung wegen regimekritischer Aussagen nach dem „Anschluss“ schien es dem Paar ratsam, sich scheiden zu lassen. Dennoch setzte sich Hartlieb für Milla auch nach der Scheidung (und seiner erneuten Heirat 1941) ein, so als sie 1940 für 9 Monate verhaftet wurde. 1942 wurde sie nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 21. November desselben Jahres starb.

Der Aufwand, den Richter für ihre Recherchen betrieb, war enorm: Wladimir von Hartlieb hinterließ neben seinen veröffentlichten Werken unzählige Tagebücher, Briefe und Entwürfe, die es in der Österreichischen Nationalbibliothek zu sichten galt.

Das Buch ist engagiert geschrieben, doch erkennt man am mitunter zu schwulstigen Stil, dass Richter keine „gelernte“ Schriftstellerin ist. Bemerkenswert sind Richters Illustrationen, wobei sie voll und ganz auf Fantasie und Intuition setzen musste – es ist kein Foto von Milla von Hartlieb überliefert. Insgesamt schafft Richter es, ein sympathisches Porträt vorzulegen, das an eine Wiener Jüdin erinnert, die ein unkonventionelles und nicht einfaches Leben geführt hat, das 1942 von den Nazis gewaltsam

beendet wurde.

Genauso bemerkenswert ist aber auch das – alles andere als sympathische – Bild, das sich aufgrund der ausgewählten Tagebuch-Einträge von Wladimir von Hartlieb



## MITREDEN FÜR ÖSTERREICH – Nationalratswahl 1. Okt. 2006

► Am 1. Oktober wählt Österreich einen neuen Nationalrat. Sie entscheiden über die Zukunft Österreichs! Mit einer Wahlkarte können Sie in jedem Wahlkarten-Wahllokal in ganz Österreich und im Ausland wählen.

**Weitere Infos bei der Wiener Stadtinformation unter 01/525 50 oder [www.wahlen.wien.at](http://www.wahlen.wien.at)**

**Stadt + Wien**  
*Wien ist anders.*



### Auf der Suche nach einer verlorenen Spur

Joel Mettay, Die verlorene Spur. Auf der Suche nach Otto Freundlich. Aus dem Französischen übersetzt von Tobias Scheffel. **Wallstein Verlag Göttingen 2005.**

88 Seiten, 5 Abbildungen

ISBN: 3-89244-970-8

EUR 14,40.-

Der französische Schriftsteller und Journalist Joel Mettay begibt sich in diesem spannend zu lesenden Bändchen auf eine sehr persönliche Suche nach den Opfern der Shoa. Es ist ein Experiment, in dem er seine eigene Beobachtung und Betroffenheit mit biografischen Details zu Otto Freundlich und historischen Fakten kunstvoll verdrösel. Otto Freundlich, so lesen wir, wird für Mettay auf der Suche nach seinem eigenen, in Auschwitz umgekommenen Großvater zur Folie, vor deren Hintergrund auch die Konturen des nie gekannten, schmerzlich betrauernten Familienmitgliedes klarer hervortreten können. Antworten auf jene Fragen, die sich ihm als Angehöriger der dritten Generation in Frankreich stellen, sucht er, sich behutsam vorwärtastend, in dem schwer faßbaren Grenzbereich, wo individuelle Lebensereignisse auf die lebensbedrohlichen Interventionen des NS-Regimes trafen. Von der Last des Ungewissen versucht sich Mettay zu befreien - und erfährt: „Es ist, als wanderte man auf einem steilen Pfad und hinter einem läse jemand Schritt für Schritt Steine auf und lüde sie in den Rucksack, den man über der Schulter trägt.“ Und doch, selbst die Unmöglichkeit, sich von der Last zu befreien, bremst den Suchenden nicht. Von Zeit zu Zeit, so nimmt er sich vor, will er die Stille durchbrechen, will er die Opfer benennen. „Ein Überlebender sagte: ‚Wenn es keine Spuren mehr von ihnen gibt, keine Gräber, nichts, wenn ihre Existenz und selbst die Existenz der Orte, an denen sie den Tod fanden, heute geleugnet wird, bleibt dies die einzige Möglichkeit, sie zu ehren.‘ Ihre Namen zu nennen, bedeutet nicht nur, ihre Existenz zu bestätigen, es bedeutet auch, daran zu erinnern, daß man sich ihrer beraubt hat.“ Mettay folgt der Spur des bekannten Künstlers Otto Freundlich und findet so zu seinem Großvater, aber auch zu einem ungekannten Stück seiner selbst. Für uns alle leistet er damit einen ganz wesentlichen Beitrag zur Arbeit der Erinnerung.

Der Bildhauer und Maler Otto Freundlich, geboren in Stolp (Pommern) 1879, verbrachte einen Großteil seines Lebens zwischen Deutschland und Frankreich pendelnd, bis er sich 1925 in Paris dauerhaft ansiedelte. Seine künstlerische Entwicklung führte ihn von der Musiktheorie über literarische Arbeiten zur Bildhauer-Ausbildung. Sehr früh kam er in Kontakt mit den herausragenden Vertretern der Pariser Avantgarde, die sein weiteres Werk entscheidend beeinflussen sollten. Daneben entstanden Kontakte zur „Neuen Berliner Secessions“. Nach seinem Dienst im 1. Weltkrieg schuf er Werke und Beiträge zum Expressionismus. Der Architekt Walter Gropius versuchte, ihm eine Stelle als Lehrer am „Bauhaus“ zu verschaffen. Freundlich engagierte sich in den vielfältigen Unternehmungen der revolutionären Künstler, sowohl in Deutschland, als auch später in Frankreich. 1937 erschien eine seiner Skulpturen auf dem Titelbild des Kataloges zur nationalsozialistischen Ausstellung „Entartete Kunst“. 14 Werke Freundlichs wurden daraufhin beschlagnahmt und zerstört. 1939 wurde Freundlich als deutscher Staatsangehöriger in Frankreich gleich zu Kriegsbeginn gefangengenommen und in Internierungslager verbracht. Nach seiner Entlassung 1940 flüchtete er,

völlig mittellos, in die Pyrenäen, 1942 wurde er von einer Bauernfamilie versteckt. Nach einer Denunziation durch französische Nachbarn verhaftet und wiederum interniert, wurde Freundlich am 4. März 1943 aus einem Lager in der Nähe von Paris schließlich nach Polen deportiert. Am Tag seiner Ankunft im Lager Majdanek, dem 9. März 1943, kam er ums Leben.

Tina Walzer



### Das Volk sitzt zu Gericht

Claudia Kuretsidis-Haider: Das Volk sitzt zu Gericht. Österreichische Justiz und NS-Verbrechen am Beispiel der Engerau-Prozesse 1945-1954. Studien Verlag Innsbruck-Wien-Bozen 2006.

496 Seiten

ISBN: 3-7065-4126-2

EUR 53,00.-

Im August 1945 fand der erste Prozess des Volksgerichts Wien gegen vier Wiener SA-Männer wegen Verbrechen an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern, die beim so genannten Südostwallbau im Lager Engerau (heute Petržalka/Bratislava) Sklavenarbeit in Form von Schanzarbeiten leisten mussten, statt. Bis zur Evakuierung des Lagers vor der heranrückenden sowjetischen Armee Ende März 1945 kamen Hunderte ungarische Juden aufgrund der mangelnden hygienischen Bedingungen und Misshandlungen ums Leben oder wurden von der österreichischen Wachmannschaft ermordet. Mehr als hundert Personen mussten auf dem „Todesmarsch“ von Engerau und weiter auf dem Schiffs-transport in das KZ Mauthausen ihr Leben lassen. Zwischen August 1945 und Juli 1954 ermittelte das Landesgericht Wien als Volksgericht gegen mehr als 70 der für die Verbrechen verantwortlichen österreichischen SA-Männer und politischen Leiter. Diese „sechs Engerau-Prozesse“ sind die einzigen Verfahren, die sich über fast den gesamten Zeitraum der österreichischen Volksgerichtsbarkeit erstreckten.

Auf Grundlage von mehr als 8.000 Seiten Gerichtsdokumenten stellt das Buch die Geschichte der Engerau-Prozesse sowie ihre Hintergründe erstmals ausführlich dar. Es ist den Opfern der Verbrechen in Engerau gewidmet - stellvertretend für Tausende ungarische Juden und Jüdinnen, die zu Kriegsende in Österreich umgekommen sind und deren Schicksal vielfach noch auf eine Aufarbeitung wartet.

Für das Manuskript dieses Buches erhielt die Autorin den Herbert-Steiner-Preis 2004 sowie den Theodor-Körner-Preis 2004.

#### Die Autorin:

**Mag. Dr. Claudia Kuretsidis-Haider, geb. 1965; Studium der Geschichte und Geografie (Lehramt). Seit 1988 Mitarbeiterin des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes. Seit 1998 gemeinsam mit Winfried R. Garscha Leiterin der Zentralen österreichischen Forschungsstelle Nachkriegsjustiz.**

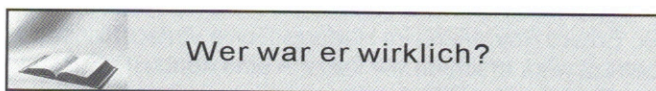
**Forschungsschwerpunkte: Ahndung von NS-Verbrechen in Österreich nach 1945 und im europäischen Kontext, Vergangenheitspolitik in Österreich sowie Widerstand und politische Verfolgung in der NS-Zeit.**

Ilan Beresin

und tief verwurzelten Volkskultur verankert“. Ein bedauerlicher Fehler, der sich wohl bei der Übersetzung der englischen Fassung ins Deutsche eingeschlichen hat, ist die Verwechslung der rumänischen Provinz Moldau (rum. Moldova, Hauptort Iasi/Jassy) mit der 1924 gegründeten ASSR Moldau, die nach 1945 als Moldauische SSR, dem ehemaligen Bessarabien (Hauptstadt: Kischinjow), zur UdSSR gehörte und heute als selbständige Republik Moldawien bekannt ist. Der Volkname Moldauer hingegen – für die Einwohner des rumänischen Fürstentums Moldau – findet sich bereits in Dimitrie Cantemirs Werk, „Beschreibung der Moldau“, 1771, Frankfurt und Leipzig, was der Übersetzerin anscheinend nicht bekannt ist. Außerdem werden die rumänischen Gebietsnamen Oltenia (dt. Oltenien) und Maramures (dt. Maramuresch bzw. Marmatien) ohne den bestimmten Artikel gebracht, was irreführend ist, da man annehmen könnte, es handle sich dabei um Ortsnamen.

Trotz dieser und einiger anderer Einwände – z.B. falsch zitiertes Jiddisch – kann Oisteanus Buch als erhellende Lektüre zur Geschichte des säkularen volkstümlichen rumänischen Antisemitismus empfohlen werden, da der Autor anhand einer Fülle von Beispielen und Belegen die Entstehung der negativen und auch der anscheinend positiven Stereotypen überzeugend dokumentiert.

Claus Stephani



Yigal Lossin: Heinrich Heine. Wer war er wirklich? Aus dem Hebräischen übersetzt von Abraham Melzer. Melzer Verlag Neu Isenburg 2006.

671 Seiten

ISBN: 3937389989

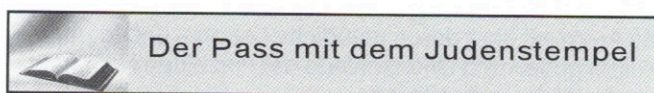
EUR 29,95.-

Passend zum Heine-Jahr 2006 erschien im April dieses Jahres die aus dem Hebräischen übersetzte Biografie Yigal Lossins zu Heinrich Heine im Melzer Verlag. Wer auf die Frage nach Heines Identität gemäß dem Untertitel („Wer war er wirklich?“) eine Antwort erwartet, wird allerdings enttäuscht sein: Lossins Biografie befasst sich vorwiegend mit Heines jüdischer Identitätsfindung und bietet dem Leser daher einen zwar durchaus interessanten Lösungsansatz auf die Frage „Wer war Heinrich Heine?“, ob damit jedoch die ganze „Wirklichkeit“ seines Lebens, trotz umfangreichen 601 Seiten Text, erfasst werden konnte, darf bezweifelt werden, da der etwas reißerische Untertitel am Inhalt des Buches leicht vorbei führt. Auch sollte man sich keine wissenschaftliche Biografie nach mitteleuropäischem Standard erwarten, wenngleich das Buch den formalen Kriterien einer solchen Biografie in vielerlei Hinsicht, etwa mit einem durchaus detaillierten Quellenverzeichnis versehen, entspricht. Lossins Anspruch ist ein anderer, nämlich dem Leser *seinen* Heinrich Heine näher zu bringen und gleichzeitig den jüdischen Wurzeln Heines in dessen Leben und Werk nachzuspüren. Dies tut Lossin ausführlich und mit großer Hingabe und eröffnet dem Leser damit eine ganz persönliche Perspektive auf einen der populärsten deutschsprachigen Autoren überhaupt, etwa wenn er seine Begegnungen mit Heine-Verehrern am Grab des Dichters auf dem Montmartre eingangs des Buches beschreibt. Nicht selten bringt der Autor allerdings auch persönliche Werturteile über Heines Werk oder das seiner Zeitgenossen in den Text ein, die, wenn auch oft treffend formuliert, den

deutschsprachigen Leser verwundern könnten, da hier häufig für ein Lesepublikum außerhalb des europäischen Kulturraums kommentiert wird. Bestes Beispiel dafür wären etwa Lossins Äußerungen über die Dialektik Georg Wilhelm Friedrich Hegels, dem er einen „ungeheuren, berauschenden Einfluss auf das Denken des 19. Jahrhunderts“ attestiert.

Weiters wartet diese Biografie mit einigen überraschenden Aussagen über die jüdische Herkunft Heinrich Heines auf, deren Spuren Lossin sehr detailliert und mit großer Fachkenntnis in Heines Gesamtwerk nachspürt. Allein die These, Heine sei ein Vorreiter des Zionismus gewesen, scheint selbst Lossin nicht immer mit Nachdruck vertreten zu können oder zu wollen und so revidiert er seine eigenen Aussagen mehrfach, was diese Biografie einiges an Überzeugungskraft kostet. Alles in allem merkt man dem Buch letztlich die langjährige Liebe des Autors zu Heine an, eine stärkere Bearbeitung des Textes für die deutsche Ausgabe wäre jedoch wünschenswert gewesen.

Susanne Falk



Georg Kreis: Der Paß mit dem Judenstempel. Eine Familiengeschichte in einem Stück Weltgeschichte 1925-1975. Bibliothek der Provinz. edition münchen Wien-Linz-Weitra-München 2001.

84 Seiten

ISBN 3-901-862-11-9

EUR 11,00.-

In einer Ausstellung der Schweizerischen Landesbibliothek wurde ein Pass mit dem roten J- Zeichen - in diesem Fall war es kein Stempel, sondern sorgfältig eingezeichnet- gezeigt. Der Schweizer Historiker Georg Kreis beschloss das Schicksal des Passinhabers Fritz Martin Ascher zu erforschen. Mit Hilfe von dessen Töchtern und dank der besonderen Anzahl noch vorhandener Originaldokumente konnte das Leben von Fritz Martin Ascher rekonstruiert werden.

Fritz Martin Ascher war Deutscher, der nach seiner Teilnahme im Ersten Weltkrieg Naturwissenschaften u. a. in Bern studierte. Nach Absolvierung seines Doktorats zog er mit seiner Schweizer Frau Elsie 1925 wieder nach Deutschland, wo er in Pforzheim als Lehrer arbeitete. Mit der Machtergreifung der Nazis endete die bürgerliche Existenz des Ehepaars und seiner zwei Töchter, denn ab 1935 durfte Fritz Martin Ascher als Jude nicht mehr im Schuldienst arbeiten und die Familie wurde auch aus ihrer Wohnung gewiesen. Seiner Ehefrau wurde nahegelegt, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen, dass diese aber entrüstet ablehnte. Allein hätte sie auch wieder in die Schweiz zurückkehren können, aber dieses Recht wurde von den Schweizer Behörden dem Ehemann und den Kindern verweigert. Die Familie versuchte auch, wenn erst ziemlich spät, in andere Länder, wie z.B. Südafrika oder China auszuwandern, es ergab sich aber keine Möglichkeit mehr.

Nach einem Umzug nach Mühlacker musste Fritz Martin Ascher Zwangsarbeit verrichten, auch Ehefrau und älteste Tochter wurden dienstverpflichtet. Wenn er auch unter sehr schweren Bedingungen leben musste, so konnte er aber doch mit Hilfe einiger gutgesinnter Menschen des Ortes überleben.

Evelyn Ebrahim Nahoaray



## Träume ich, dass ich lebe?

Ceija Stojka: *Träume ich, dass ich lebe?* Befreit aus Bergen-Belsen. Herausgegeben von Karin Berger. Picus-Verlag Wien, 2005  
120 Seiten  
ISBN 3-85452-492-7  
EUR 14,90.-

Ceija Stojka, eine aus Kraubath in der Steiermark stammende Roma, erzählt im vorliegenden Buch einen eigenen kurzen Lebensabschnitt aus dem Jahr 1945 mit einer kindlich-ungeschminkten Offenheit, die den geschockten Leser an der Menschheit verzweifeln lässt. Ceija Stojka hat nicht verzweifelt und so das KZ überlebt – als eine von sechs ihrer einst rund 200 Mitglieder umfassenden Rom-Lowara Familie.

Die Bewältigung ihrer Erfahrungen in Auschwitz-Birkenau, Ravensbrück und zuletzt eben in Bergen-Belsen könnte beeindruckender kaum sein, schreibt Ceija Stojka doch aus der Sicht eines elfjährigen Kindes und mit ebendieser Mitteilsamkeit. Fast ist man versucht zu meinen, dass es sich dabei um Geschichten handelt, so wie Kinder nach dem Sommer in der Schule angehalten werden, Aufsätze über ihre Ferienerlebnisse niederzuschreiben – mit dem bizarren Unterschied, dass es sich bei Ceija's Erzählungen um Erinnerungen aus Bergen-Belsen handelt. Was am meisten berührt, ist der Erzählstil, mit dem berichtet wird. Zwar finden sich angesichts des täglichen Überlebenskampfes im Lager auch in Ceijas kindlicher Sprache Extrema zuhauf, doch der naive Umgang mit dem namenlosen Grauen wirkt ungleich beeindruckender, die Bilder noch plastischer. Leben inmitten von Leichenbergen, ja schlimmer noch: Leben in Leichenbergen zum Schutz vor Kälte und Witterung. Gegen das Konzept des „Verhungern-Lassens“ ihrer Peiniger isst man Gras, Erde, selbst Kleidungsstücke und Schuhe, die man den Leichen auszieht. Kannibalismus ist an der Tagesordnung, doch wehrt sich Ceijas Mutter bis zuletzt mit Erfolg gegen ein Überschreiten dieses letzten Tabus. Gegen den Durst leckt man in der Früh die Tautropfen vom Stacheldraht.

Bei der Lektüre von „Träume ich, dass ich lebe?“ stellt sich automatisch dumpfe Betroffenheit ein. Bilder von Hieronymus Bosch drängen sich auf und man stellt sich die Frage, wie Menschen, die derartiges überlebt haben, in eine Gesellschaft zurückkehren konnten, die 1945 zu hohem Prozentsatz historische Mitverantwortung trug und trägt. Ceija Stojka kehrte nach ihrer Befreiung durch die britische Armee nach Wien zurück, wo sie seither lebt und als Künstlerin und Schriftstellerin wirkt. Die Erinnerung jedoch wird bleiben.

Erinnerung, die nicht vergehen will.

Erinnerung, die nicht vergehen darf.

Abschließend eine Anmerkung in eigener Sache: Als ich als junger Student anlässlich eines längeren Archivaufenthaltes für mehrere Monate in London weilte, besuchte ich auch die damals im „Imperial War Museum“ laufende Sonderausstellung über die Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen durch die britische Armee. „Admission for children strictly prohibited!“ stand auf einer Tafel im Eingangsbereich der optisch völlig vom Rest des Museums abgeschirmten Ausstellung zu lesen. Und das aus gutem Grund. Die Bilder der dort gezeigte Kakophonie des Grauens konnte ich bis heute nicht vergessen. Während ich die Ausstellung wieder verließ, kam ich abermals an diesem Schild vorbei: „Admission for

children strictly prohibited!“

Für die elfjährige Ceija Stojka gab es so ein Schild nicht.  
Felix Schneider



## Wiener Juden - Jüdische Wiener

Klaus Hödl: *Wiener Juden - jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert.* Studien Verlag Innsbruck-Wien-Bozen 2006,  
197 Seiten  
ISBN: 3-7065-4215-3  
EUR 22,90.-


Klaus Hödl, wissenschaftlicher Leiter des Centrums für Jüdische Studien in Graz und derzeit Lektor an der Hebräischen Universität in Jerusalem, interpretiert in seinem neuen Buch die Gründungsgeschichte des 1895 eröffneten jüdischen Museums in Wien als eine Antwort auf die „antisemitische Sturzwelle“, die in den 1890er Jahren über Wien hereinbrach. Laut Hödl lässt sich am jüdischen Museum „beispielhaft darstellen, dass eine Stärkung jüdischer Identität zu keinem Verlust des Bewusstseins, Teil der Gesellschaft zu sein, führen muss.“

Das jüdische Museum sowie die zionistische Studentenverbindung Kadimah, die Hödl als weiteres Beispiel heranzieht, tradierten ein säkularisiertes Judentum, das die jüdische Identität, die von den religiösen Traditionen nicht mehr angezogen wurde, zu festigen versuchte.

Der Rückgriff des jüdischen Museums auf jüdische Geschichte und Kultur geschah zu einer Zeit, in der zwar die äußere Emanzipation der Juden vollzogen war, in der sich aber in der Großstadt Wien mit ihrer attraktiven Mehrheitskultur die festgefühten Traditionen des jüdischen Lebens aufzulösen begannen.

Hödl beachtete jedoch vielleicht zu wenig, daß das jüdische Museum, trotz eines Beirats mit prominenten Mitgliedern und sehr qualifizierten Leitern wie Jakob Bronner und Salomon Frankfurter von der Mehrheit der Wiener Juden kaum wahrgenommen wurde. Es sammelte zwar mehrere tausend Objekte, blieb aber zeit seiner Existenz bis zur Auflösung und dem Raub seiner Bestände 1938 auf vier beengte, nicht täglich geöffnete Räume in der Wiener Leopoldstadt beschränkt, trotz einiger vergeblicher Versuche in den dreißiger Jahren, diese Situation zu verbessern.

Evelyn Adunka



## Gehörlose Juden

Mark Zaurov: *Gehörlose Juden. Eine doppelte kulturelle Minderheit.* Peter Lang Verlag Frankfurt am Main 2003.  
ISBN 3-631-51808-0  
EUR 27,50.-

Eine doppelte kulturelle Minderheit

„Mit Juden kann Pavel über das „Thema Jude“ reden, aber mit Gehörlosen sei dies nicht möglich. Als Gehörloser erfuhr Pavel zuweilen auch unter Juden Stigmatisierungen. Als er sich in der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt als Gehörloser vorstellte, gingen die dort anwesenden russischen Juden auf Distanz zu ihm. In der Jüdischen Gemeinde blieb er bis auf wenige Ausnahmen isoliert. Er lebt mehr in der Gehörlosengemeinschaft.“

Das Beispiel von Pavel, der 1967 in Russland geboren wurde und seit 1991 in Frankfurt a.M. lebt, ist ein typisches für die Situation von einer wenig beachteten doppel-



## Erstaunter Blick zurück

Hazel Rosenstrauch: *Erstaunter Blick zurück*. Edith Rosenstrauch-Königsberg 1921-2003. Mit Beiträgen von Chaim Eisenberg, Beatrix Müller-Kampel, u.a. Theodor Kramer Gesellschaft Wien 2004.

91 Seiten.

ISBN: 3-901602-23-2.

EUR 9,-/ SFr 15,-

Mit Beiträgen von Oberrabbiner Chaim Eisenberg, Beatrix Müller-Kampel, Helen Liesl Krag, Edith, Hazel und Oskar Rosenstrauch, Ernst Wangermann. Das Buch gibt einen Einblick in das Leben und die Forschungstätigkeit von Edith Rosenstrauch-Königsberg und stellt mit einigen ihrer eigenen Texte und mit den Briefen, die zwischen den exilierten Kindern und den in Wien verbliebenen Eltern gewechselt wurden, ein erschütterndes Zeitdokument dar.

Als die 18jährige Tochter des jüdischen Schneidermeisters Kalmar Moses Königsberg und seiner Frau Rosalie aus dem zur Ostmark gewordenen Österreich flüchtete - die Eltern wurden 1941 nach Riga deportiert und ermordet -, war mehr als die Schul- und Universitätsausbildung abgebrochen. 1939 kam Edith Rosenstrauch-Königsberg mit einem Hausgehilfinnen-Permit nach Großbritannien, wo sie zunächst als Mädchen für alles ohne Bezahlung bei einer Familie in Devonshire lebte. In London fand sie Anschluß an die kommunistischen Jugendorganisation „Young Austria“, lernte 1941 ihren Mann Oskar Rosenstrauch kennen und wurde Mitglied der Kulturkommission von „Young Austria“. Ihr frühestes Interessensgebiet und ihre Leidenschaft war die Literatur. In selbstorganisierten Studienzirkeln setzten sich die jungen Flüchtlinge mit im „Dritten Reich“ verbotener Literatur und mit den Schriften von Georg Lukács auseinander. Im Auftrag von „Young Austria“ ging sie nach Glasgow, um dort eine Jugendorganisation, die ÖsterreicherInnen, Deutsche, Sudetendeutsche erfaßte, aufzubauen. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt als Wäschnäherin, Weberin, Dreherin. 1946 kehrte sie mit ihrem Mann und den zwei kleinen Töchtern nach Wien zurück, arbeitete als Englischlehrerin, Verlagslektorin, holte die Matura nach und studierte Germanistik an der Wiener Universität. Ihr Hauptinteresse galt dem kulturellen Entstehungsprozeß der österreichischen Nation. Schwerpunkt ihrer Forschungen war zunächst die schillerndste Persönlichkeit der österreichischen Aufklärung: der Schriftsteller und Buchzensor Aloys Blumauer. Es folgten Pionierarbeiten und Ersteditionen zur Literatur der Aufklärung bzw. der Freimaurer in Österreich. Edith Rosenstrauch war langjährige Mitarbeiterin des Studienkreises für Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, Redakteurin des Jahrbuchs der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und Vizepräsidentin des Vereins zur Erforschung der Französischen Revolution in Österreich. 1995 wurde ihr Das „Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst“, 2002 die Ehrenmedaille in Gold der Bundeshauptstadt Wien verliehen. Große Teile ihrer wertvollen Bibliothek schenkte sie der Wiener Stadt- und Landesbibliothek. Edith Rosenstrauch ist am 24. Dezember 2003 in Wien gestorben.

Hazel Rosenstrauch, geb. 1945 in London, promovierte Sozialhistorikerin und Publizistin, ist verantwortliche Redakteurin der Zeitschrift „Gegenworte“, hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Bücher u.a.: *Aus Nachbarn wurden Juden* (Berlin 1988); *Beim Sichten der Erbschaft - Wiener Bilder für das Museum einer untergehenden Kultur* (Mannheim 21994); *Die Grazie der*

Intellektuellen (Mannheim 1995); *Varnhagen und die Kunst des geselligen Lebens. Eine Jugend um 1800. Biographischer Essay* (Berlin 2003).

Uschi Lichtenegger



## Der „virtuelle“ Jude

Klaus Hödl (Hg.): *Der „virtuelle“ Jude. Konstruktionen des Jüdischen.*

Studien Verlag: Innsbruck – Wien – Bozen 2006.

157 Seiten.

ISBN: 3706519941

EUR 19,90,-

Die Renaissance jüdischer Kultur in vielen westlichen Ländern ist ein unbestrittenes Phänomen. Bemerkenswert ist, dass in etlichen Gesellschaften nicht allein Juden, sondern auch Nicht-Juden daran großen Anteil haben: Neben der Popikone Madonna, die die Kabbala populär machte, sei hier nur auf das alltagskulturelle Beispiel der Fußball-Fans von Ajax Amsterdam verwiesen, die ihre Kleidung mit jüdischen Symbolen schmücken.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass es seit Jahrhunderten ein virtuelles Judentum gibt – ein Vorurteile reflektierendes Bild, konstruiert von weltlichen wie religiösen Gegnern des Judentums. Diesem virtuellen Judentum steht das authentische Judentum entgegen. Doch was macht eigentlich den Kern des Jüdischen aus? Auch wenn es nicht genau definiert werden kann, es keine unbestrittenen Kernelemente gibt, die Definitionsmerkmale noch dazu prozesshaften Veränderungen unterliegen und immer auch Nicht-Juden das „echte“ wie „virtuelle“ Juden-Bild mitkreierten, so weiß man doch ungefähr, gefühlsmäßig, was „das“ Judentum, „das“ Jüdische ist. Ein – aus wissenschaftlicher Sicht – freilich unbefriedigender Zustand, doch wie Herausgeber Klaus Hödl festhält, ist es unmöglich, das authentische Judentum zu definieren. Primär geht es Hödl, der das Centrum für Jüdische Studien der Universität Graz leitet, daher darum, die Dichotomie authentisches - konstruiertes Judentum zu überwinden.

Den „wahren Kern“ des Judentums aufzuzeigen kann und will dieses Buch deshalb nicht; vielmehr analysieren die Autorinnen und Autoren in insgesamt 10 Beiträgen das Bild, das sich verschiedene Gesellschaften – etwa die deutsche und die polnische – zu verschiedenen Zeiten von „dem“ Juden gemacht haben. Christian Schölzel illustriert am Beispiel des Weimarer Politikers Walter Rathenau, wie dessen faschistischen Zeitgenossen – übrigens ebenso wie viele demokratische – vermeintlich jüdische Stereotype auf den deutschen Außenminister übertrugen: Vom „raffigierigen allmächtigen“ jüdischen Unternehmer über den „jüdischen Bolschewisten“ ist da ebenso die Rede wie vom „allmächtigen jüdischen Politiker“, der Deutschland durch seine internationalistische Friedenspolitik schaden wolle.

Im Nachkriegs-Polen war das Image des Juden stark mit der Vorstellung verbunden, Juden benützten den Kommunismus, um die jüdische Weltherrschaft durchzusetzen, wie Agnieszka Pufelska aufzeigt. Die offiziell natürlich anti-antisemitisch und internationalistisch eingestellte kommunistische Führung instrumentalisierte den Antisemitismus, bot er doch die Möglichkeit eines Konsenses mit der Bevölkerung – und der Kirche. Aus dem Vorurteil eines Judäo-Kommunismus spricht sowohl der Antikommunismus der polnischen Gesellschaft wie der traditionelle Antisemitismus. Im nationalpatriotischen Polen der Kaczynski-Zwillinge scheinen beide Einstellungsmuster virulenter denn je.

Alfred Gerstl



Jerry Bock's  
**ANATEVKA**  
 the fiddler on the roof



Ulrike Scheithauer und Manfred Loydolt bringen gemeinsam mit dem Pianisten Werner Mixan einen großen Querschnitt mit allen Highlights aus dem berühmten Musical. Diese einstündige Produktion wird von den Künstlern entweder in einer jiddisch-englisch gemischtsprachigen Version oder in einer teilweise neu übersetzten deutschen Version dargeboten.

Informieren Sie sich über diese sensationelle Produktion oder buchen Sie gleich für Ihre Festivität (alles ist möglich) unter 0699 10 70 14 03.

**'VORHANG AUF!' und  
 KULTur gasthaus VORSTADT**  
 (Herbststraße 37, 1160 Wien)  
präsentieren



Jerry Bock's  
**ANATEVKA**  
 the fiddler on the roof  
(Highlights)

**Ulrike Scheithauer Manfred Loydolt**  
an der Seite:  
**Werner Mixan**

**Dienstag, 24. Oktober 2006**  
 Beginn: 19.30

Eintrittspreis: 17,- Euro (erm. 12,- Euro)  
 Kartenvorbestellungen unter 0699 10 70 14 03

**Wir freuen uns auf Ihr zahlreiches Erscheinen!**

**Hotel CRISTALL\*\*\***

1020 Wien,  
 Franzensbrückenstraße 9.  
 Telefon: 216 81 42, 216 81 43  
 Fax: 216 02 67  
 e-mail: hotel.cristall@chello.at  
 und

**Hotel CONGRESS\*\*\***

1040 Wien,  
 Wiedner Gürtel 34.  
 Telefon: 505 55 06  
 Fax: 505 23 40  
 e-mail: hotel.congress@chello.at  
 und

**Hotel ATTACHE\*\*\*\***

1040 Wien,  
 Wiedner Hauptstraße 71.  
 Telefon: 505 18 18  
 Fax: 505 18 18-33  
 e-mail: attache@aon.at

Fam. Max und Erwin  
 Rosenberg  
*wünschen allen Bekannten,  
 Kunden und Freunden  
 ein schönes neues Jahr!*

Im Zentrum von Wien - am Judenplatz 2 - hat eine Galerie den Platz gefunden, der dem Thema der dort ausgestellten Werke des Jüdischen Künstlers Adolf Frankl, gerecht wird.

Die bereits bekannten Sehenswürdigkeiten am Wiener Judenplatz finden durch die Galerie

**Art Forum am Judenplatz  
 Kunst gegen das Vergessen**


eine Erweiterung und Bereicherung für alle Besucher.

Planen Sie einen Besuch der Galerie, er lohnt sich.



Öffnungszeiten: fast täglich von 11 bis 18 Uhr,  
 Telefon: 01/533 16 52

## Der Schlesingerplatz in Wien-Josefstadt wurde umbenannt

 Tina WALZER

*Ende Juli 2006 wurde der Schlesingerplatz im 8. Wiener Gemeindebezirk umbenannt – in: Schlesingerplatz. Die Fläche ist nun der jüdischen Politikerin, Frauenrechtlerin und Schriftstellerin Therese Schlesinger gewidmet. Sie war bis dahin nach dem als Antisemit bekannten Professor für Mathematik und Rektor der k. u. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien, Josef Schlesinger (1831-1901) benannt.*

Der Schlesingerplatz ist in allererster Linie bekannt als Sitz der Bezirksvorstehung Josefstadt. Nach wiederholter Kritik an der Benennung des Platzes entschloß sich die Kulturkommission des Wiener Gemeinderates, einem Antrag der Grünen an die Bezirksvertretung vom November 2003 Rechnung zu tragen und benannte am 21. Februar 2006 die Fläche nach der sozialdemokratischen Politikerin und Kämpferin für die Frauengleichberechtigung Therese Schlesinger um. Ende Juli wurde eine entsprechende zusätzliche Straßentafel angebracht.

Josef Schlesinger, Reichsratsabgeordneter der Christlich-sozialen Partei (1891 - 1901) und Wiener Gemeinderat (1895 - 1901) unter Bürgermeister Dr. Karl Lueger, trat durch besonders aggressive antisemitische Rhetorik

hervor. Karl Kraus kritisierte Schlesingers Antisemitismus als Plagiat des britischen Vorreiters der Theorie von der „Rassenreinheit“, Houston Stewart Chamberlain (1855-1927).

Therese Schlesinger, Tochter eines freisinnigen jüdischen Papierfabrikanten und Erfinders, Schwester des Journalisten Gustav Eckstein, des Universalgelehrten Friedrich Eckstein und der Feministin Emma Eckstein, wurde am 6.6.1863 in Wien geboren. Ab 1894 arbeitete sie eng mit Auguste Fickert im Zentrum der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung, dem Allgemeinen Österreichischen Frauenverein, zusammen, 1897 trat Therese Schlesinger der Sozialdemokratischen Partei bei. Im gleichen Jahr wurde sie zur ersten sozialdemokratischen Frauenreichskonferenz delegiert, 1899 Mitglied des Frauenreichskomitees. Auf Parteitagen und Frauenkonferenzen trat sie vehement für die Gleichberechtigung der Geschlechter, speziell für das Frauenwahlrecht ein und wurde zur unbequemen Kritikerin einschlägiger Vorurteile auch innerhalb der österreichischen Arbeiterbewegung. Neben der politischen Emanzipation der Frau galt ihre besondere Aufmerksamkeit dem Mutter- und Kinderschutz, der sozialen Akzeptanz der Hauswirtschaft und sozial-

psychologischen Themen. 1919 wurde sie Mitglied des Parteivorstandes und der Konstituierenden Nationalversammlung, war 1920-23 Abgeordnete zum Nationalrat, 1923-30 Abgeordnete zum Bundesrat. Ab 1933 in der inneren Emigration, mußte sie 1939, als Jüdin und Sozialdemokratin zweifach verfolgt, aus Wien fliehen und starb am 5.6.1940 in Blois/Frankreich.

### **Nachlese:**

Therese Schlesinger: Mein Weg zur Sozialdemokratie. In: Gedenkbuch: 20 Jahre Österreichische Arbeiterinnenbewegung. Im Auftrag des Frauenreichskomitees herausgegeben von Adelheid Popp. Wien 1912, S. 125 – 139.



Seit kurzem prangt neben der altbekannten Straßentafel des Schlesingerplatzes ein Zusatz, der über die Lebensdaten der namengebenden jüdischen Politikerin und Frauenrechtskämpferin Therese Schlesinger informiert. Foto: Mit freundlicher Genehmigung der Bezirksvorstehung Josefstadt

# Die Flammen der Vernichtung.

## Giuseppe Verdis „Troubadour“ in Bregenz als Drama einer Minderheit.

 Charles E. Ritterband

**Zwei Verdi-Opern – zwei Dramen über Minderheiten, die einer überlegenen Macht trotzen: In der einen, „Nabucco“, triumphieren die geknechteten Juden im babylonischen Exil über ihre Unterdrücker. In der anderen, „Troubadour“, unterliegen die Zigeuner. In beiden Opern liegen die Sympathien auf der Seite der unterdrückten Minderheit.**

Doch in „Nabucco“ geht es nur äusserlich um das Schicksal der Juden im babylonischen Exil; tatsächlich ist dies eine Chiffre für das von Österreich besetzte Italien – ein Fanal zur Befreiung, das im berühmten Gefangenenor gipfelt. Man hat diesen Chor die geheime Nationalhymne Italiens genannt: Wenn er ertönt, in der Arena von Verona beispielsweise, erheben sich die Italiener im Publikum von ihren Plätzen, singen feierlich mit und fordern leidenschaftlich eine Zugabe. „Verdi“ wurde zur Parole, die einst italienische Patrioten bei Nacht und Nebel an die Hauswände pinselten: Auch das war, wie das Schicksal der Juden im „Nabucco“, eine Chiffre, ein geheimes Zeichen – denn „Verdi“ meinte nicht den Komponisten des jüdisch-italienischen Freiheitsepos, sondern war das Akronym für „Vittorio Emanuele Re d' Italia“.

### Die Welt als Vaterland

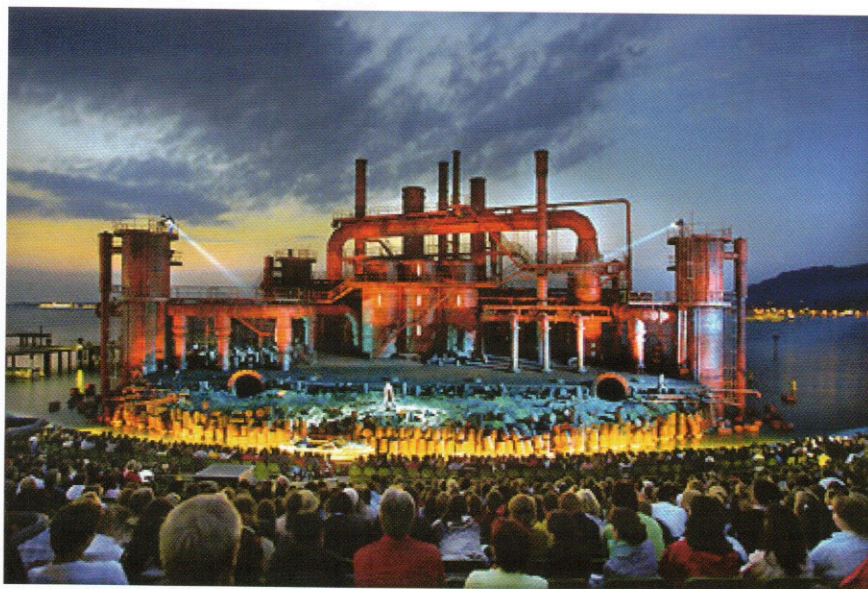
Diesen Sommer wird auf der Bregenzer Seebühne in der zweiten Saison der „Troubadour“ aufgeführt. Der international renommierte kanadische Regisseur Robert Carsen transponiert das Geschehen aus dem späten Mittelalter in unsere Epoche und stellt es als Guerillakampf einer unterdrückten Minorität gegen eine anonyme Macht dar. Die Macht stützt sich auf die Armee des Grafen Luna. Mit scharfem Blick für das entlarvende Detail inszeniert Carsen die Rituale dieser durchtrainierten, hoch disziplinierten Soldaten in ihren blauen Overall: Stilisierter Nahkampf, synchrones Prä-

sentieren der Gewehre und automatisierte Angriffspositionen, bis die Masse zu einem einzigen willfähigen Körper verschmilzt. Aber auch immer wieder jene nur scheinbar sinnlosen Gesten, wie sie alle totalitären Regimes als Manifestationen bedingungsloser Unterwerfung fordern – man denkt an den Hitlergruss.

Dieser von den Machthabern erzwungenen Gefolgschaft gegenüber Regime und Staat, dieser totalitären Übersteigerung des Patriotismus, stellt die Oper das Klischee der schrankenlosen Freiheit der Zigeuner gegenüber: „Die Welt ist das Vaterland des Zigeuners!“ ruft die von Lunas Soldaten gefangene Zigeunerin Acuzena ihren Peinigern entgegen.

### Öl und Macht

Der Bühnenbildner Paul Steinberg nimmt als zeitgemässes Symbol für Macht das Erdöl, und aus der mittelalterlichen Festung wird eine Erdölraffinerie: Die Burgtürme sind hier Arbeitsplattformen, die Wehrgänge werden zu engen Passagen in einem albraumhaften Gewirr von dicken Rohren. Das spektakuläre Bühnenbild prangt in rostroten Farbtönen – die Machtsymbole gleichsam von Blut befleckt – vor der blaudunstigen Ferne der Bodenseelandschaft. Im dramatischen Mittelpunkt der Oper steht die furchtbare Erzählung Acuzenas vom Flammentod: Der Ermordung ihrer Mutter auf dem Scheiterhaufen und der misslungenen Rache, als sie statt dem Sohn des Mörders ihrer Mutter versehentlich ihren eigenen Sohn in die Flammen wirft.



Gesamtansicht der Bühne auf dem Bodensee vom Zuschauerraum aus. Szenenfoto der Bregenzer Festspiele 2005 aus Giuseppe Verdis „Der Troubadour“. Foto: andereart, mit freundlicher Genehmigung der Bregenzer Festspiele.

Die Arie von den „lodernden Flammen“ ist das musikalische Leitmotiv der Oper, später aufgenommen vom Titelhelden Manrico, dem Troubadour und Rebellenführer – und das Feuer ist auch das Leitmotiv der Inszenierung: Mit spektakulären pyrotechnischen Effekten wird die Handlung an ihren Höhepunkten akzentuiert, die rauschhafte Wir-

# DIE GRÜNEN WIEN

wünschen allen Leserinnen und Lesern  
sowie der jüdischen Gemeinde in  
Österreich ein friedvolles neues Jahr!



David Ellensohn  
Stadtrat

Waltraut Antonov, Susanne Jerusalem, Marco Schreuder  
Landtagsabgeordnete

Jennifer Kickert  
Bezirksvorsteher-Stellvertreterin  
Rudolfsheim-Fünfhaus

wien.gruene.at

Ich wünsche allen unseren  
jüdischen Mitbürgerinnen und  
Mitbürgern zum bevorstehenden  
Neujahrsfest alles Gute und  
freue mich auf viele weitere Jah-  
re des friedlichen Zusammenle-  
bens zwischen den Völkern und  
Religionen in Graz und ganz  
Österreich!



Shalom!

**Ihr Walter Ferk**

Bürgermeister-Stellvertreter der Landeshauptstadt Graz



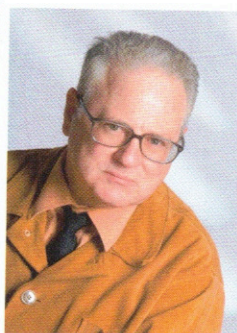
**Elmar Mayer**



**Alexandra König**

Die KandidatInnen der SPÖ Vorarlberg zur Nationalratswahl  
wünschen Ihnen für das neue Jahr Gesundheit, Glück und  
Wohlergehen!

Eine Initiative der SPÖ Vorarlberg



Die besten Wünsche zum  
Neujahrsfest  
allen Gönnern und Lesern  
unserer Zeitschrift

Im Namen  
des Kulturvereins

**Ilan Beresin**

כתיבה וחתימה טובה

Ein glückliches Neues Jahr des Friedens  
und der Aliyah



הסוכנות היהודית לארץ ישראל  
**Jewish Agency for Israel**

Desider Friedmannplatz 1/21a, 1010 Wien  
jafi.austria@inode.at  
Telefon 01 / 533 9116, Fax 01 / 533 9117

**LEOBEN**  
STADT

Die steirische Bezirkshauptstadt Leoben wünscht der jüdischen Gemeinde in  
Österreich ein friedvolles neues Jahr. Leoben hat Verständnis für die Kultur-  
und Geistesgeschichte und unterstreicht dies mit laufenden Ausstellungen von  
internationalem Rang, zu dem die Leserinnen und Leser der geschätzten  
Kulturzeitschrift David herzlich eingeladen sind.

**Dr. Matthias Konrad**  
Bürgermeister



**Wir wünschen unseren  
jüdischen Mitbürgerinnen  
und Mitbürgern ein glückliches  
und friedvolles Neues Jahr.**



**DIE GRÜNEN  
Salzburg**

[www.salzburg.gruene.at](http://www.salzburg.gruene.at)

**Ass. Univ. Professor Dr.  
Michael Mick**



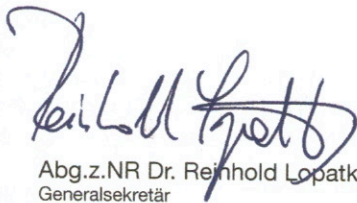
Facharzt für Zahn-,  
Mund- und Kieferheilkunde  
Implantologische Kieferchirurgie  
und Ästhetisch-Restaurative  
Zahnheilkunde

A-1040 Wien, Schleifmühlgasse 7/8  
Tel.: 01/587 43 08  
Fax: 01/587 21 65 19  
e-mail: [dr.m.mick@magnet.at](mailto:dr.m.mick@magnet.at)

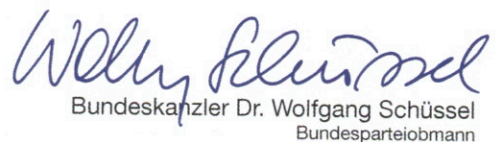
wünscht allen Leserinnen und Lesern  
des DAVID ein friedliches Neujahrsfest!

**ÖVP**

**Die Österreichische Volkspartei  
wünscht ein friedvolles Neues Jahr 5767!**

  
Abg.z.NR Dr. Reinhold Lopatka  
Generalsekretär

Österreichische Volkspartei

  
Bundeskanzler Dr. Wolfgang Schüssel  
Bundesparteibeamten

1010 Wien, Lichtenfelsgasse 7, Tel +43 (1) 401 26-0, Fax -109  
[www.oevp.at](http://www.oevp.at), [email@oevp.at](mailto:email@oevp.at)

**EISENSTADT**  
LANDESHAUPTSTADT

Ein schönes Neujahrsfest wünscht  
namens der

**Landeshauptstadt  
Freistadt Eisenstadt**

allen jüdischen  
Mitbürgerinnen und Mitbürgern

**Ing. Peter Nemeth  
Bürgermeister von Eisenstadt**

**ÖVP wien**

LEOPOLDSTADT

Den Mitbürgerinnen und Mitbürgern  
alle guten Wünsche  
zum Rosch-Ha-Shana-Fest

**Abgeordnete Gertrude Brinek und die  
Leopoldstädter ÖVP**

**Der Landtags- und Gemeinderatsklub  
der SPÖ Wien**



*wünscht den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern  
alles Gute im Neuen Jahr, vor allem Gesundheit!*

**Christian Oxonitsch**  
Klubvorsitzender

**Godwin Schuster**  
Klubsekretär



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

**Die ISRAELITISCHE  
KULTUSGEMEINDE GRAZ**

zuständig für Steiermark, Kärnten  
und die politischen Bezirke  
des Burgenlandes Oberwart, Güssing  
und Jennersdorf wünscht allen  
jüdischen BürgerInnen ein schönes  
neues Jahr!



Spula Textil HandelsGmbH  
Dr. Reinhard Kamitz Strasse 1  
A-2203 Grossebersdorf  
Tel.: +43 (0) 22 45 25 91,  
Fax: +43 (0) 22 45 52 91 85

*wünscht allen LeserInnen  
des DAVID  
ein gutes neues Jahr!*



BESSER FÜR DAS LAND > BESSER FÜR GANZ ÖSTERREICH

**STEIERMARK, BLEIB' STARK:  
WANDEL! WECHSEL!  
WENDE! WÄHLEN.  
1.10. ► SPÖ ► LISTE 2**



## Schanghai als Fluchtburg während des Holocausts



Urs SCHOETTLI

Als Deng Xiaoping vor drei Jahrzehnten nach den Verheerungen der Kulturrevolution die ersten bescheidenen Wirtschaftsreformen anstieß, wusste er, dass die Modernisierung Chinas nur durch die Öffnung des Landes gegenüber der Außenwelt zu verwirklichen war. Das Reich der Mitte, das unter dem „Grossen Vorsitzenden“ völlig verarmt war, benötigte ausländisches Kapital sowie ausländische Technologie und Expertise, um sich aus den Fesseln des Steinzeitkommunismus zu befreien. Auch gab es für die Güter, die in den wirtschaftlichen Sonderzonen hergestellt wurden, wegen mangelnder Kaufkraft keinen Absatz im Inland, sodass man auf Exportindustrie setzen musste. Inzwischen ist seit diesen bescheidenen Anfängen sehr viel geschehen und China ist zu einer der wichtigsten Handels- und Wirtschaftsmächte der Erde aufgestiegen.

Nichts ist wohl symbolischer für das moderne, aufstrebende China als die glitzernde Skyline von Pudong, dem riesigen neuen Geschäftsviertel mit seinen Hunderten von Wolkenkratzern, das jenseits von Schanghais Huangpu Fluss auf einem Terrain errichtet wurde, das noch vor zwei Jahrzehnten mehrheitlich aus Reisfeldern bestand. Die meisten kennen in der heutigen schnelllebigen Zeit Schanghai nur als mondänes Geschäftszentrum und potente Industriemetropole. Ältere Semester erinnern sich jedoch daran, dass die Stadt einst in der Zwischenkriegszeit eine sehr lebendige Weltstadt und Ostasiens Zentrum für legale wie zwielichtige Geschäfte gewesen war. Ermöglicht wurde dies durch ein besonderes Statut, durch welches die Stadt in mehrere ausländische Enklaven unterteilt war.

Als im 19. Jahrhundert die neuzeitliche Begegnung des Reichs der Mitte mit den europäischen Kolonialreichen begann, setzten diese anders etwa als im Falle Indiens, Indonesiens oder Indochinas nicht auf die großflächige Übernahme von Territorien. Vielmehr wurden Handelsaußenposten errichtet, für die mittels ungleicher Verträge die rechtliche Selbständigkeit von der chinesischen Obrigkeit erzwungen wurde. Diese auch mit den beiden Opiumkriegen untermauerte imperialistische Expansion hat tiefe Wunden in die chinesische Seele geschlagen. Im wesentlichen profitierten die auswärtigen Mächte, allen voran Großbritannien und Frankreich, sodann auch das Deutsche Reich, von der Ohnmacht der sich in der dekadenten Endphase befindlichen Ch'in-Dynastie, der letzten Kaiserdynastie, die über das Reich der Mitte herrschte. Die ausländischen Enklaven bestanden auch nach der Ausrufung der chinesischen Republik im Jahre 1911 fort. Unter anderem wurde durch die willkürliche Verfügung der Versailler Friedenskonferenz, 1919 die deutschen Besitzungen im östlichen China ohne Befragung der betroffenen Bevölkerung in japanischen Besitz zu übertragen, zum Anlass für die erste moderne, liberale Bewegung in China, die von Studenten getragene „Bewegung vom 4. Mai“. Während des Bürgerkriegs und auch während des Zweiten Weltkriegs dauerte das Sonderstatut Schanghais fort. Dieses

wurde de jure erst mit der Errichtung der Volksrepublik am 1. Oktober 1949 beseitigt.

Während die Extraterritorialität der Fremdherrschaft über Schanghai für die Chinesen eine nationale Erniedrigung war, sollte sie den jüdischen Flüchtlingen, die dem Holocaust zu entkommen suchten, die Rettung bedeuten. Zeitweilig war Schanghai die einzige Fluchtburg auf der weiten Welt, in der Juden ohne Visum aufgenommen wurden. Heute sind von dieser bewegten Zeit, als es in Schanghai ein eigentliches jüdisches Ghetto gab, nur noch wenige Bauzeugen vorhanden und direkte Nachkommen der nach Schanghai Geflüchteten gibt es keine mehr in der Metropole im Jangtse-Delta. Während der Herrschaft Maos wanderten die letzten Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Schanghai aus. Heute selbstverständlich gibt es wieder eine lebendige jüdische Gemeinschaft, die am neu aufgeblühten Handel und Wandel in Schanghai aktiv beteiligt ist. Auch finden sich unter den Besuchern Schanghais immer wieder Menschen, deren Vorfahren in Schanghai Zuflucht gefunden hatten. Marcia Reynders Ristaino hat mit dem Buch „Port of Last Resort. The Diaspora Communities of Shanghai“, erschienen 2001 in der Stanford University Press, ein Standardwerk über das Leben der jüdischen Flüchtlinge und der jüdischen Gemeinden in Schanghai geschrieben.

Bemerkenswert ist zunächst, dass die Japaner, obschon sie mit Nazideutschland verbündet waren, nach dem Fall Schanghais unter ihre Herrschaft die Fluchtburg nicht beseitigten. Berlin, das in Schanghai selbst über ein großes Kontingent an Spionen und NSDAP-Kadern verfügte, drängte die Japaner zwar dazu, die jüdischen Flüchtlinge auszuweisen oder gar zu ermorden, doch Tokyo ging auf diese Forderung nicht ein. Es gibt für dieses Verhalten eine Reihe von Erklärungen. Eine These geht davon aus, dass die Japaner für den Aufbau ihres wirtschaftlich ambitionierten Imperiums in Ostasien auf jüdisches Kapital und jüdische Expertise hofften, wobei allerdings der Angriff auf Pearl Harbour zumindest, was die jüdische Gemeinschaft in den USA betraf, einen Strich durch die Rechnung machte. Plausibler ist die Vermutung, dass Tokyo mit Hitlers Judenverfolgung nichts anfangen konnte. Zwar begingen die Japaner vor allem auch in China Kriegsverbrechen, die an Grausamkeit mit den Verbrechen der SS und der Wehrmacht zu vergleichen waren. Zwar waren auch die Japaner von einem Rassenwahn besessen wie die Deutschen, ein Rassenwahn, der übrigens auch in den beiderseitigen japanisch-deutschen Beziehungen eine unterschwellige Rolle gespielt haben dürfte, konnten doch die Japaner als ausgewähltes Volk in den Deutschen nichts anderes als minderwertige Barbaren sehen. Ungeachtet all dieser fatalen Gemeinsamkeiten kam es den Japanern indessen nie in den Sinn, eine Todesmaschinerie von der physischen Barbarei und der bürokratischen Perfektion zu errichten, wie sie Hitler und seine Millionen von Mittätern und Mitläufern

**Der Bezirksvorsteher  
von DONAUSTADT,**

**Norbert SCHEED**

wünscht allen  
jüdischen Mitbür-  
gern alles Gute  
zum Neujahrfest!



EIN GESEGNETES UND FRIEDVOLLES  
NEUES JAHR WÜNSCHT NAMENS DER  
STATUTARSTADT Waidhofen AN DER YBBS

allen Lesern und Leserinnen  
der Bürgermeister der Stadt  
Waidhofen/Ybbs

**Mag. Wolfgang Mair**

sowie die Stadt- und Gemeinderäte

Wir würden uns freuen, Sie im Jahr  
der Landesausstellung 2007  
"Feuer & Erde" in Waidhofen will-  
kommen heißen zu dürfen!



**DIGITALSTORE  
VIENNA**

**Erwin Nicolai Schneider  
und das Team des  
Digitalstore Vienna**

wünschen allen Leserinnen und  
Lesern des „David“ ein schönes  
und friedvolles neues Jahr.

**Maß- und Änderungsschneiderei**

**Ferco Ercin**

Tel. + Fax: 01/5952842,  
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

*wünscht allen  
Kunden, Freunden und Bekannten  
ein friedliches Neujahrstfest!*



**Keren Hajessod  
Österreich**

MIT ISRAEL JETZT

Keren Hajessod Österreich wünscht seinen Spendern  
und Freunden ein glückliches neues Jahr,  
Shana Towa w'Gmar, Chatima Towa!

1010 Wien, Desider Friedmann Platz 1/25,  
Tel.: 533 19 55, Fax: 533 19 55 30,  
E-Mail: kh-wien@inode.at



Sie wollen Ihre Zahnersatzprobleme im Ausland  
lösen, aber österreichische Qualität, Betreuung und  
Garantie? Sparen Sie Zeit und Benzin - rufen Sie  
uns an!

Unser Profi-Team arbeitet ebenso preiswert aber  
vielseitig, erfahren und zuverlässig: Zahnersatz,  
Implantate, Laserchirurgie, Prophylaxe und  
Pharodontosebehandlung, Digitalröntgen sowie  
Keramikkronen.

**Ass.-Prof. Dr. Michael Mick**  
**1040, Schleifmühlgasse Nr. 7/8**  
**(alle Kassen), Telefon 01/587 43 08**  
**Montag 14 bis 19 Uhr, Dienstag und**  
**Donnerstag 8 bis 13 Uhr und 15 bis 19 Uhr**  
**Mittwoch 8 bis 15 Uhr, Freitag 8 bis 13 Uhr.**

Achtung: Neu: Ab sofort auch Freitag Nachmittag  
und Samstag nach Vereinbarung möglich!

**Die Bezirksvorsteherin von Hernals**



**Dr. Ilse Pfeffer**

*wünscht allen jüdischen BürgerInnen  
ein friedliches Neujahrstfest!*



In der hinteren Reihe steht ganz links Gertrud, die älteste Tochter des Ehepaars Schön. Sie ist zum Zeitpunkt der Aufnahme dreiundzwanzig Jahre alt, hat das runde Gesicht ihrer Mutter und trägt das Haar hochgesteckt. In ihrer Bluse aus Seide oder Satin wirkt sie fast vornehm. Auch sie übersiedelte nach Wien, wo sie 1929 Ignaz Mautner heiratete, der als Ingenieur in der Simmeringer Waggonfabrik arbeitete. Zwölf Jahre später wurde Gertrud nach Kowno deportiert. Weiteres Schicksal unbekannt, heißt es, aber es gilt als sicher, dass auch sie ermordet wurde. Die Tante Trude, erzählt Hanna, hat immer gesagt, der liebe Gott wird nichts Böses zulassen.

Neben Gertrud sitzt ihre sechzehnjährige Schwester Elsa. Sie hat dunkles Haar, trägt ein helles Kleid. Die rechte Hand liegt auf der Schulter ihrer Mutter. Man merkt, es ist ihr nicht angenehm, für das Foto in dieser starren Haltung ausharren zu müssen. Sie schaut an der Kamera vorbei, wie auf der Suche nach einem verlässlichen Anhaltspunkt. In Wien, später, war sie als Büroangestellte tätig. 1939 gelang ihr die Flucht nach England, wo sie als Haushaltshilfe unterkam. Sie war schon über fünfzig, als sie Abraham Griechendler heiratete, einen sehr frommen Juden. Die beiden wanderten nach Kriegsende nach Australien aus und ließen sich in Sydney nieder, wo Elsa 1954 starb. Nach ihrem Tod brach der Kontakt zwischen Hannas Familie und Griechendler ab. Hanna weiß daher auch nicht, was aus ihm geworden ist.

In der Mitte des Bildes, hinter seinen Eltern, ist Emil zu sehen. Er ist der größte von allen, steht da mit verschränkten Armen, so dass man den Manschettenknopf an einem Hemdsärmel sehen kann. Möglich, dass er seinen Anzug zur Maturafeier getragen hat, möglich auch, dass das Foto überhaupt aus diesem Anlass, der mit Auszeichnung bestandenen Matura, aufgenommen wurde. Er hat die Haare straff nach hinten gekämmt, und auf seiner Oberlippe sprießt ein zarter Jungmännerbart. Ein ernstes Gesicht, ein aufrechte Haltung. Das Empfinden, der weiß, was er will. In Wien studierte er vermutlich an der Technischen Hochschule, erwarb den Ingenieurtitel und heiratete Rosa Uprimny, die ebenfalls in Steyr aufgewachsen war. Emil Schön starb schon im September 1918, mit einunddreißig Jahren, an einer Knocheninfektion, die heutzutage mit Antibiotika leicht heilbar wäre.

Neben Emil, in einem dunklen, matt glänzenden Kleid, steht Paula. Sie war damals einundzwanzig Jahre alt, arbeitete später als Erzieherin und hat mit ihrer Schwester Elsa in Wien-Ottakring, Lerchenfelder Gürtel 45, gewohnt. Ande-

re über sie vorliegende Informationen sind widersprüchlich: Sie soll schon 1926 in Wien gestorben sein; nein, sie habe 1932 den aus Steyr stammenden und hier auch tätigen Zivilgeometer Ernst Gall geheiratet, einen Schulkollegen ihres Bruders Erwin. Erwiesen ist, dass sie 1924 noch in Steyr, auf der Promenade Nummer 12, gemeldet war.

Das Mädchen ganz rechts, in einem Kleid mit hellem Gürtel und weißem Kragen, heißt Klara. Sie ist siebzehn, sieht aber älter aus. Mit vierundzwanzig wird sie im Tempel der Israelitischen Kultusgemeinde Siegfried Pächter heiraten, einen Angestellten der Hamburg-Amerika-Linie. Pächter stirbt früh. Als Witwe zieht Klara in die Wohnung ihrer Schwester Elsa und muss sich in den zwanziger Jahren mehrmals einer Behandlung in der Wiener Pflegeanstalt Am Steinhof unterziehen, ehe man sie in die Linzer Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart einweist. Schizophrenie, lautet die Diagnose der Ärzte. Von Niedernhart wird Klara Anfang Juni 1940 nach Hartheim gebracht und vermutlich noch am Tag ihrer Einlieferung ermordet. Wie üblich werden die Angehörigen über das wahre Schicksal belogen - in ihrem Fall heißt es, sie sei nach Brandenburg verlegt worden. Nach drei Wochen trifft wahrscheinlich, wie in allen anderen Fällen, die Meldung von ihrem Ableben ein. Als Todesursache wird Herzschwäche oder Lungenentzündung angegeben.

In Hartheim versah ab Dezember 1940 übrigens der Steyrer Kriminalbeamte Franz Reichleitner als stellvertretender Büroleiter seinen Dienst. Zeugen nennen ihn einen perfekten Bürokraten, der die Tötungsmaschinerie vom Schreibtisch aus mit großer Präzision in Gang hielt. Als sein Vorgesetzter Franz Stangl zum Kommandanten des Vernichtungslagers Treblinka

aufstieg, avancierte auch Reichleitner - zum Kommandanten von Sobibór. Offiziell hieß es aber, er sei zur Gestapo nach Linz versetzt worden. Durch den Zubau von Gaskammern wurden in Sobibór täglich bis zu 1.200 Menschen ermordet.

Unter Reichleitners Kommando, von September 1942 bis Oktober 1943, dürften zwischen 150.000 und 200.000 europäische Juden getötet worden sein. Einer von ihnen war der Steyrer Ludwig Kornfein, ein ehemaliger Schüler der Oberrealschule am Michaelerplatz. Er war zum Zeitpunkt seines Todes zweiundfünfzig Jahre alt. Franz Reichleitner wurde nach einem Aufstand im Lager im Oktober 1943 nach Italien und Jugoslawien versetzt, Anfang 1944 von Partisanen erschossen. „Im Dienst verstorben“, lautete die offizielle Todesnachricht. Klara Pächters Name steht auf dem Grabstein ihrer Eltern am Wiener Zentralfriedhof. Es ist ungewiss, ob ihre



Der Steyrer Rabbiner Heinrich Schön

 Karl RAMSMAIER

Vor neun Jahren traf ein Brief aus Australien in Steyr ein. Geschrieben hat ihn Hanna M., die damals einundsiebzig Jahre alt war und die oberösterreichische Kleinstadt nur einmal, wenige Stunden oder Tage lang, besucht hat. Aber ihre Familie – ihr Großvater Heinrich Schön, ihre Großmutter Eleonora, ihre Onkeln und Tanten und auch ihr Vater Erwin – hatten hier gelebt, und nun wandte sie sich an die Stadtgemeinde mit der Bitte, ihr mit Auskünften weiterzuhelfen: Wann ihre Angehörigen eigentlich nach Steyr gekommen seien, wo ihr Großvater geboren und gestorben sei, wann und wo er geheiratet habe und was sonst noch in den Annalen der Stadt verzeichnet sei.

Die Antwort des damaligen Bürgermeisters war freundlich und unverbindlich: Leider könne man ihr nicht weiterhelfen, die einschlägigen Unterlagen seien nicht mehr vorhanden. Hätte das Stadtoberhaupt freilich im Buch „Vergessene Spuren“ nachgeschlagen, in dem Waltraud Neuhauser-Pfeiffer und ich das jüdische Steyr beschrieben hatten, wäre es ihm nicht schwer gefallen, Hannas Fragen zu beantworten. Und im hauseigenen Stadtarchiv hätte er noch mehr Material gefunden. Nur gut, dass die Frau sich mit der abschlägigen Auskunft nicht zufrieden gab und vor zwei Jahren, per Internet über eine Suchanfrage zum Stichwort Steyr, auf die Buchautoren zukam.

So erfuhr sie, dass Heinrich Schön um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Weletein geboren wurde. Weletein war zur damaligen Zeit ein kleines ostmährisches Bauerndorf. Niedrige Streckhöfe, strohgedeckt, an einem kleinen Fluss gelegen, der nach Regenfällen anschwellt und die Felder überschwemmt. Es darf bezweifelt werden, dass in dieser Ortschaft eine jüdische Gemeinde bestand. Vermutlich besuchte die Familie Schön am Sabbat eine Synagoge in der nahen Stadt Ungarisch-Hradisch. Dort absolvierte Heinrich Schön auch die Unterreal- und die Talmudschule, brachte es später zum Rabbiner im schlesischen Freiwaldau. Mit einunddreißig Jahren heiratete er; seine Frau Eleonora, die acht Kinder zur Welt brachte, stammte aus Triesch, dem Landstädtchen bei Iglau, in Südmähren, dessen Judenviertel als architektonisches Ensemble der Zeit der Verfolgung und Zerstörung widerstanden hat. In Triesch wurde übrigens auch Joseph Alois Schumpeter geboren, der als Nationalökonom Weltbedeutung erlangte, und Franz Kafka besuchte dort wiederholt seinen Onkel, den Landarzt Siegfried Löwy. Es ist anzunehmen, dass die Tätigkeit in Freiwaldau Hein-

rich Schön nicht befriedigte. Vielleicht war sie auch nur befristet, oder er wollte sein Rabbineramt in einer größeren Stadt ausüben, in der er sich bessere Bedingungen für Arbeit und Familie erwartete. Jedenfalls bemühte er sich um eine Versetzung und erhielt die Erlaubnis, ab dem Schuljahr 1895/96 an der k.k. Staats-Oberrealschule Steyr Religion zu unterrichten. Zur selben Zeit wurde auch der Posten des Rabbiners vakant. Zweiunddreißig Männer bewarben sich um das Amt, die Wahl der Gemeindevorsteher - die Kultusgemeinde existierte erst seit zwei Jahren - fiel auf Heinrich Schön, weil er die besten Zeugnisse vorweisen konnte. Im November 1896 legte er seinen Amtseid in die Hand von Bürgermeister Johann Redl ab; er gelobte Treue zum Kaiser, und dass er seine

Pflichten als Rabbiner von Steyr genau und gewissenhaft erfüllen werde. Als erstes musste Schön die Geburts-, Trauungs- und Sterbebücher in Ordnung bringen. Offenbar hatten es seine Vorgänger, die immer nur kurz im Amt gewesen waren, mit den Eintragungen nicht besonders genau genommen. Die k.k. Statthalterei, heute würde man Landesregierung sagen, und der Bürgermeister drängten darauf, diese Missstände abzustellen.

Eigentlich hätte Heinrich Schön, um sein Amt ausüben zu können, das Maturazeugnis einer staatlichen

Oberrealschule vorweisen müssen. Die Behörden sahen über diese Erfordernis hinweg – einerseits deshalb, weil er schon als Rabbiner tätig gewesen war, andererseits aufgrund der finanziellen Notlage der Steyrer Kultusgemeinde, die sich einen akademisch gebildeten Rabbiner nicht hätte leisten können. Außerdem bestätigten ihm die Mitglieder der Gemeinde, dass er seine Arbeit zu ihrer vollsten Zufriedenheit ausführe. Von Ignaz Schulhof, seinem Vorgänger als Religionslehrer, ist bekannt, dass er in einem Lehrerzimmer unter Aufsicht des Direktors unterrichten musste und wegen der geringen Schülerzahl vom Staat nicht entlohnt wurde. Wahrscheinlich traf dies auch auf Heinrich Schön zu. Aber immer gab es unter den 130 bis 150 Realschülern einige, die mosaischen Bekenntnisses waren. Im Schuljahr 1904/1905 unterrichtete Schön zum Beispiel den damals vierzehnjährigen Josef Sommer, dessen Eltern in Reichraming eine große Messingfabrik besaßen. Einer von Sommers Mitschülern in der vierten Klasse war Adolf Hitler, der ein Jahr lang in Steyr zur Schule ging. Unbekannt, wie Hitler sich seinem einzigen jüdischen Mitschüler gegenüber verhielt. Über einen jüdischen Lehrer, der Physik oder



*Die Synagoge von Steyr Anfang des 20. Jahrhunderts*

## Das Treffen von Paul Celan und Martin Heidegger als Märchen-Drama „Man versteht nichts und weiß alles“

 Julia URBANEK

Sie kommen aus zwei Welten: der Jude und der Nationalsozialist. Zwischen ihnen liegen Welten – und doch umkreisen sie einander auf intellektuellen Umlaufbahnen. Die Cinemascope-Bühne im Wiener Theater des Augenblicks ist groß genug, um zwischen ihnen den nötigen Raum zu lassen. Man kann immer nur einen der beiden anschauen, „man muss sich schon entscheiden“, meint der Regisseur und Autor Robert Quitta bestimmt. Er setzte sich mit der Dramatik einer Begegnung auseinander: als sich Paul Celan mit Martin Heidegger traf. Das Ergebnis, „Celan im Schwarzwald“, feierte im Jänner 2006 seine Uraufführung.

Martin Heidegger – der 1889 im deutschen Meßkirch geborene Philosoph trat – 1933 der NSDAP bei und weigerte sich bis zu seinem Tod, zum Holocaust Stellung zu nehmen. Auf der anderen Seite der jüdische Dichter Paul Celan: 1920 in der Bukowina als Paul Ancel (Celan ist ein Anagramm seines Nachnamens) geboren. 1941 wurde er zur Zwangsarbeit eingesetzt, im Jahr darauf starben beide Eltern in Konzentrationslagern.

Konträrer und unvereinbarer können Biografien kaum sein. Dennoch: Celan und Heidegger verfolgten aus sicherer Distanz das Tun und Denken des anderen. Dieses Interesse ging so weit, dass der Philosoph den Dichter zu sich einlud – und Celan aus persönlichen Gründen die Einladung annahm.

Er besuchte Heidegger am 25. Juli 1967 in dessen Hütte im Schwarzwald. In dieses Refugium in Todtnauberg zog sich Heidegger zum Philosophieren zurück: „Wenn in tiefer Winternacht ein wilder Schneesturm mit seinen Stößen um die Hütte rast und alles verhängt und verhüllt, dann ist die hohe Zeit der Philosophie“, schrieb er einmal. Diesen magischen Ort wollte er Celan zeigen.

Der wiederum nahm die Einladung an, weil er sich Antworten auf quälende Fragen erhoffte: auf die Fragen eines jüdischen Opfers an den nationalsozialistischen Täter.

Wie kritisch Celan die Konfrontation sah, zeigt eine Begegnung wenige Tage zuvor an der Universität Freiburg, von der der Germanist Gerhard Baumann in seinem Buch „Erinnerungen

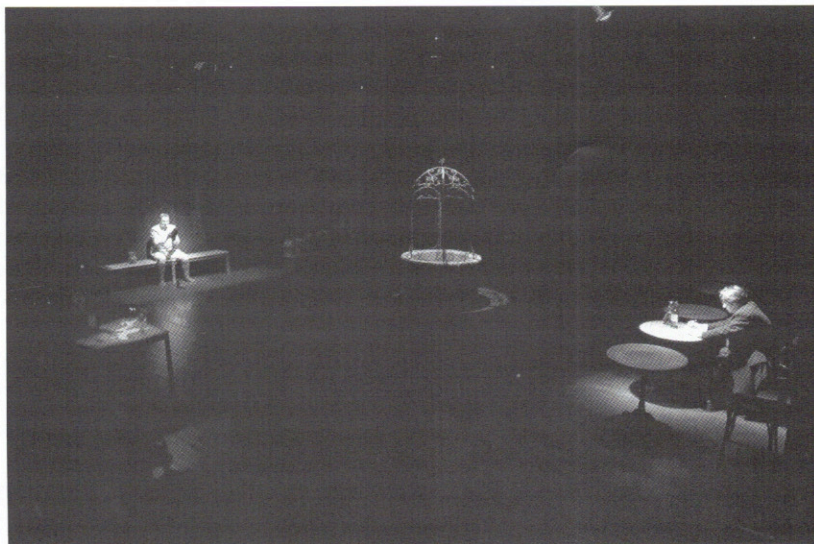
an Paul Celan“ berichtet: Celan sprach an dem Ort, an dem Heidegger 1933 Rektor wurde und wo er zu seiner Inauguration eine pointiert nationalsozialistische Rede hielt. Nun hören am gleichen Platz tausende Studenten Celans Rede zu, unter den Zuhörern auch der damalige Redner: Martin Heidegger. Als man nach der Vorlesung ein gemeinsames Foto dieser Begegnung der beiden machen wollte, wehrte sich Celan auf das Entschiedenste, erinnert sich Baumann, der es auch war, der Heidegger nach Freiburg eingeladen hatte. Dieses Zusammentreffen für die Nachwelt festzuhalten, war für Celan ein Schritt zuviel. Den Philosophen aber in seiner nahen Hütte im Schwarzwald zu besuchen, akzeptierte Celan.

Schon bei seiner Ankunft im Philosophenrefugium hielt er seine Absicht fest – er trug sich in das Hüttenbuch mit folgenden Worten ein: „Ins Hüttenbuch, mit dem Blick auf den Brunnenstern, mit der Hoffnung auf ein kommendes Wort im Herzen. Am 25. Juli 1967/Paul Celan.“ Das „kommende Wort“, im Sinne einer Antwort auf seine Fragen, sollte Celan aber nicht erhalten.

Celan suchte Antworten von dem, den die Geschichte unendlich weit von ihm entfernte, ein Ansinnen, das auch seine nahen Vertrauten nicht verstehen konnten. Heidegger seinerseits dachte, es wäre für den Dichter, der in den vergangenen Jahren wiederholt in einer psychiatrischen Anstalt verbracht hatte, „heilsam, ihm den Schwarzwald zu zeigen“, wie er in einem Brief an Gerhard Baumann erwähnte: unterschiedliche Erwartungen also, von denen Celan und Heidegger zusammengeführt wurden.

Was sich in den Julitagen 1967 konkret zugetragen hat, kann man nur vermuten. Von „quälendem Schweigen“ erzählt Baumanns Assistent, der die beiden chauffierte und im Fond des Wagens beobachtete.

Heidegger zeigte seinem Gast frühmorgens das Hochmoor, später soll sich Celan für den Brunnen vor der Holzhütte begeistert haben – Eindrücke, die er in seinem Gedicht „Todtnauberg“ verwendete, das er wenig später in Frankfurt zu Papier brachte. „Das Drama dieser Begegnung bewahrt etwas Unerschöpfliches, erlaubt und fordert zahlreiche und vielwertige



*Heidegger und Celan gegenüber*

delt. Dabei könnte Material für ca. fünf Atombomben gewonnen werden, betonte der frühere UNO-Inspektor David Albright.

Ende März 2006 forderte der UN-Sicherheitsrat in einer rechtlich nicht bindenden Erklärung den Iran zum Stopp seines Programms zur Urananreicherung innerhalb von 30 Tagen auf. In dieser Erklärung ist von *ernsthafter Sorge* die Rede, eine diplomatische Floskel, die verdeutlichen soll, dass der Sicherheitsrat die iranischen Aktivitäten als durchaus gefährlich einschätzt. Von der iranischen Regierung erwartet der UN-Sicherheitsrat vertrauensbildende Maßnahmen. Die iranische Führung zeigte sich von dieser Erklärung jedoch unbeeindruckt. Ende April 2006 beschloss der Gouverneursrat<sup>18</sup> der IAEA die von der EU eingebrachte Resolution zum Nuklearkonflikt mit dem Iran. Damit wurde die Anrufung des UN-Sicherheitsrates möglich. 22 Länder stimmten dafür, 12 enthielten sich – unter ihnen Russland und die Volksrepublik China. Als einziges Land stimmte nur Venezuela gegen diese Erklärung.

Zusätzlich zum Atomstreit traten zwischen den USA und der EU einerseits und dem Iran andererseits Spannungen auf – in Zusammenhang mit antizionistischen Äußerungen des iranischen Präsidenten Mahmud Ahmadinejad, der lautstark die Auslöschung Israels und die Schaffung von Territorien in Deutschland und Österreich für die Ansiedlung der israelischen Bevölkerung forderte. Seitens des Präsidenten wurde in diesem Zusammenhang auch der Holocaust in Frage gestellt. Der Iran unterstützt weiters die palästinensische *Hamas*, die im Februar 2005 nach den freien Wahlen mit der Regierungsbildung beauftragt wurde und die gemeinsam mit der libanesischen *Hisbollah* die Vernichtung Israels anstrebt.

Unterdessen untersuchte die US-Administration, neue Raketenabwehrsysteme in Europa aufzustellen. Bis 2011 sollen mindestens zehn derartige Systeme existieren, unter den *nations under consideration* befinden sich die Tschechische Republik und Polen. Das Pentagon hatte im Mai 2006 beim Kongress um 56 Millionen US-Dollar angefragt, um mit ersten Arbeiten beginnen zu können. Die Gesamtkosten dafür werden mit 1,6 Milliarden US-Dollar beziffert.<sup>19</sup>

Der Verhandlungsstil des Iran wird wie folgt beschrieben: „*Heimlich Fakten schaffen, dann offen provozieren, vor einem Abbruch von Verhandlungen Last-Minute-Konzessionen einräumen – und anschließend wieder alles von vorn.*“<sup>20</sup> Mit diesem Stil des Verhandeln wird es sicherlich keinen Ausweg aus der Malaise geben, die Gespräche mit dem Iran drohen – falls die iranische Regierung nicht bestrebt ist, doch noch einzulenken – zu scheitern. Die Entscheidung über die weitere Vorgehensweise läge dann beim UN-Sicherheitsrat, jedoch unter der derzeit eher unwahrscheinlichen Bedingung, dass die ständigen Mitglieder China und Russland sich mit den westlichen Mitgliedern Frankreich, Großbritannien und USA auf die Einleitung möglicher Maßnahmen gegenüber der iranischen Führung einigen. Ein Militärschlag der USA gegen den Iran erscheint – angesichts der äußerst instabilen Lage im Nachbarland Irak und in Afghanistan sowie aufgrund der Mitte Juli 2006 eingeleiteten israelischen Militäraktion gegen die *Hisbollah* im Libanon – ausgeschlossen. Eine derartige Vorgehensweise würde die gesamte Region in einen unabsehbaren Sog der Gewalt hineinziehen. Bürgerkriege und Massenflüchtlingsströme wären die Folge.

1 Aus: Iran auf Kollisionskurs mit dem Westen, in: Die Presse, 27.6.2005, 1.

2 Ebenda.

3 Aus: The EU's relations with Iran, Overview, Latest update: 14 January 2004, [http://www.europa.eu.int/comm/external\\_relations/iran/intro/](http://www.europa.eu.int/comm/external_relations/iran/intro/)

4 Abgedruckt in: Die Presse, 3.8.2005, 1.

5 Quelle: Bush schließt Militärschlag gegen Iran nicht aus, NETZEITUNG.DE, 18.1.2005, 07:10 Uhr, <http://www.netzeitung.de/ausland/321490.html>, ausgedruckt am 23.1.2005.

6 Abgedruckt in: Die Presse, 3.8.2005, 1.

7 Uran-Konversion: Uranerz wird gemahlen und mit Schwefelsäure versetzt in *Yellow Cake*, ein Pulver, verarbeitet. Daran wird unter Zugabe des aggressiven Halogens Fluor das Gas Uranhexafluorid (UF<sub>6</sub>). Aus: Die Presse, 3.8.2005, 1.

8 Uran-Anreicherung: UF<sub>6</sub> kommt in Zentrifugen. Darin wandern die schweren Isotope Uran-238 nach außen, das leichte Uran-235, das radioaktiver und der eigentlich wichtige Stoff ist, bleibt innen. Im Endeffekt steigt der Uran-235-Anteil pro Volumseinheit. Brennstäbe benötigen eine Konzentration von 2-3% waffentaugliches Material mind. 90% an Uran-235. Aus: Die Presse, 3.8.2005, 1.

9 Aus: Ein geharnischter Brief nach Teheran, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.8.2005, 1.

10 Ebenda.

11 Aus: Dieter Bednarz, Erich Follath, Konstantin von Hammerstein, Alexander Szandar, Zuckerbrot ohne Peitsche, in: Der Spiegel 32/2005, 31-33, 32.

12 Quelle: Iran weist IAEA-Resolution zurück, NETZEITUNG.DE, 25.9.2005, 09:34 Uhr.

13 Aus: Raketenhandel mit Nordkorea, in: Die Presse, 27.6.2005, 1.

14 Quelle: Proliferation Status 2005, Carnegie Endowment for International Peace, [www.ProliferationNews.org](http://www.ProliferationNews.org).

15 Die *TOR M-1* (NATO-Code: *SAM-15 Gauntlet*) bekämpft Ziele von 1-12 Kilometer zwischen 10 und 6.000 Meter Höhe. Trefferquote: 92-95 Prozent. Aus: Jens Hartmann, Neue Drehung der Achse Russland-Iran, in: Die Presse, 9.12.2005, 9.

16 Karl-Heinz Eisler, Russlands neue Atomraketen. Verbesserung des Raketenarsenals, in: Der Soldat, 9.2.2005, 6.

17 Christian Ultsch, Als Bush seinem „Freund Flädmir“ ein Bekenntnis zur Demokratie abrang, in: Die Presse, 25.2.2005, 2.

18 35 Länder sind im Gouverneursrat, dem höchsten Entscheidungsgremium der IAEA, vertreten. China, Indien, Russland und Südafrika u.a. hatten sich zuvor stets geweigert, den UN-Sicherheitsrat einzuschalten. Aus: IAEA beschließt Iran-Resolution, Tagesschau.de vom 21.4.2006, Onlinedienst der ARD-Tagesschau.

19 Michael R. Gordon, U.S. Is Proposing European Shield for Iran Missiles, in: The New York Times, 22.5.2006.

20 Aus: Dieter Bednarz, Erich Follath, Konstantin von Hammerstein, Alexander Szandar, Zuckerbrot ohne Peitsche, in: Der Spiegel 32/2005, 31-33, 33. ■

## ERICH HOHENBERGER

*Bezirksvorsteher  
Wien-Landstraße*

wünscht allen  
jüdischen Bürgerinnen und Bürgern  
ein erfolgreiches neues Jahr.

## Der Iran und die Atomgespräche – Ausweg aus der Sackgasse?

 Gunther HAUSER

Seit mehr als einem Jahr – also nach der Wahl des Hardliners Mahmud Ahmadinejad zum neuen iranischen Präsidenten am 26. Juni 2005 – hat sich die Konfrontationsbereitschaft der iranischen Führung mit dem Westen drastisch erhöht. Ahmadinejad stellte schon damals klar: „Der Iran ist auf dem Weg des Fortschritts und der Entwicklung. Er braucht die USA nicht“.<sup>1</sup> Für weitere Spannungen in den Beziehungen zwischen dem Iran und dem Westen sorgt auch die von Ahmadinejad versprochene Änderung in der Ölpolitik. Ahmadinejad veranlasste bereits eine tiefgreifende Wende im Management der staatlichen Ölindustrie, vor allem im Hinblick auf die Überprüfung aller Ölförder- und Exportverträge zur Eindämmung „mächtiger Mafias“, die seiner Ansicht nach die Ölreserven monopolisieren wollten.<sup>2</sup> Zudem favorisiert Ahmadinejad die Einführung des Euro als neue Erdölwährung. Dieses Vorhaben wird unter anderem auch von Venezuelas Linkspopulisten Hugo Chavez unterstützt. Derzeit ist die EU der wichtigste Handelspartner des Iran – sowohl bei den Importen als auch bei den Exporten. 80 Prozent der Importe der EU aus dem Iran entfallen auf Erdölprodukte.<sup>3</sup> Im Westen waren bereits unmittelbar nach Bekanntgabe der iranischen Wahlergebnisse Ängste laut geworden, Irans neuer Rächer der Entrechteten könnte sich als eine Art nicht lenkbarer Atomsprengkopf erweisen. Der neue charismatische Präsident teilt sich seine relativ geringe Macht mit dem geistlichen Führer Ayatollah Ali Khamenei, der als höchste Instanz im Staat (vom Expertenrat ernannt, lebenslange Amtszeit) nicht nur die politischen Leitlinien im Iran bestimmt und den Präsidenten bestätigt, sondern auch der Oberbefehlshaber der iranischen Streitkräfte und paramilitärischen Einheiten ist.

Inspektoren der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) hatten im Jahr 2003 geheime Uran-Anreicherungsanlagen im Iran entdeckt und sie als Verstoß gegen den Nichtverbreitungs- bzw. Nonproliferationsvertrag von Atomwaffen gewertet. Der darauf eingesetzte politische und militärische Druck vor allem seitens der USA führte zu Verhandlungen der EU-3 (Deutschland, Frankreich, Großbritannien) und im November 2004 zum so genannten *Pariser Abkommen*. Fast ein Jahr zuvor, am 18. Dezember 2003, hatte der Iran das Zusatzprotokoll zum Atomwaffensperrvertrag unterzeichnet. Das Dokument gestattet Inspektoren der IAEA, verdächtige Nuklearanlagen eines Unterzeichnerlandes unangemeldet und eingehend zu überprüfen.

Die EU versuchte mehrmals, ein Paket mit wirtschaftlichen und politischen Vorteilen für den Iran zu schnüren, um die iranische Regierung zum Ausstieg aus der Atomkraft zu bewegen. Der Iran hatte im *Pariser Abkommen* mit Deutschland, Frankreich und Großbritannien (EU-3) „entschieden, freiwillig seine Aussetzung aller Aktivitäten zur (Uran-) Anreicherung und Wiederaufbereitung (...) sowie zu Tests und Produktion in jeglicher Uran-Konversionsanlage fortzuführen. (...) Die EU-3 erkennen an, dass die Aussetzung eine freiwillige vertrauensbildende Maßnahme

ist, keine juristische Verpflichtung.“<sup>4</sup> Da also keine juristische Verpflichtung besteht, ist dieses Abkommen als reines *Gentlemen's Agreement* zu betrachten.

Der Iran wird seitens der USA beschuldigt, technische Möglichkeiten zu suchen, um seine Raketen mit Atomsprenkköpfen bestücken zu können. Nach einem Bericht des Vizevorsitzenden der Internationalen Atomenergiebehörde, Pierre Goldschmidt, baut der Iran an einem Schwerverwasser-Reaktor, der zur Erzeugung von waffenfähigem Plutonium herangezogen werden kann. Zudem, so Goldschmidt, habe der Iran *Qualitätskontrollen* an Uran-Zentrifugen durchgeführt. Damit wird hochradioaktives und waffenfähiges Uran-235 aus Uran-238 hergestellt. Im Februar 2005 hatte der Iran die Inspektion eines Komplexes im Forschungszentrum Parchin nahe Teheran abgelehnt. Dort werden unter anderem Munition und Raketen hergestellt. Dieses Forschungszentrum ist keine deklarierte Atomanlage. Die USA vermuten hier *Trockentests* zum Bau einer Atombombe. In einer solchen Anlage werden Stücke von Plutonium oder Uran-235 durch Sprengsätze aufeinander geschossen, wodurch eine kritische Masse entsteht und die atomare Kettenreaktion einsetzt. Die Zündung der Sprengsätze muss extrem präzise erfolgen und ist somit äußerst schwierig. Für Simulationen wird jedoch nicht Uran-235 verwendet, sondern *abgereichertes Uran*, ein schwach radioaktives Nebenprodukt der Urananreicherung.

Der Iran verweigert der IAEA die in Aussicht gestellte Transparenz und Zusammenarbeit, die diese Behörde für ihre Arbeit benötigt, so der US-Delegierte bei der IAEA-Gouverneurstagung in Wien, Jackie Sanders. Die EU war ebenso überzeugt, dass der Iran in diesem Zusammenhang sein Versprechen gebrochen habe. Die USA und die EU forderten den Iran mehrmals auf, die Urananreicherung und die Plutonium-Wiederaufbereitung zu beenden. US-Präsident George W. Bush schloss Mitte Jänner 2005 sogar einen Militärschlag gegen den Iran nicht aus, falls der diplomatische Weg zur Offenlegung des iranischen Atomprogramms nicht zum Erfolg führen würde. In einem Interview mit dem US-Sender NBC sagte Bush, er hoffe auf eine diplomatische Lösung des Atomstreits mit dem Iran, schließe jedoch niemals irgendeine andere Option aus.<sup>5</sup> Zum Schutz seiner Landsleute würde Bush in letzter Konsequenz erneut militärische Macht einsetzen.

Während die USA interessiert sind, den Fall Iran so schnell wie möglich vor den UNO-Sicherheitsrat zu bringen, setzt die EU vorerst auf Verhandlungen. Die EU bietet als Gegenleistung – falls der Iran die Urananreicherung beendet – Handelserleichterungen an sowie die Unterstützung des Iran bei der Aufnahme in die Welthandelsorganisation (WTO) sowie auch Hilfe bei der friedlichen Nutzung der Kernenergie.

In einem Brief an die IAEA stellt der Iran klar, dass sich die Regierung in Teheran entschieden habe, „die Uran-Konversion in Isfahan am 1. August 2005 fortzusetzen. Iran wird die freiwillige Aussetzung anreicherungs-bezogener Tätigkeiten einhalten.“<sup>6</sup> Der Iran bat die IAEA um Entsen-

Der Bezirksvorsteher  
von Floridsdorf  
**ING. HEINZ LEHNER**  
wünscht allen  
jüdischen BürgerInnen  
zu Rosch-Ha-Schana  
alles Gute!

**N. Lanciano**  
**Batterie-Großhandel**

**Familie Lanchiano**  
wünscht allen Kunden,  
Freunden und Bekannten  
ein gutes neues Jahr!  
לשנה טובה תכתבו

Ein schönes neues Jahr  
wünschen der

**NÖAAB**

**Niederösterreichischer  
Arbeiter- und Angestelltenbund**

der Landesobmann  
Abg.z.NR Dr. Michael SPINDELEGER  
und der Landesgeschäftsführer  
Bundesrat a.D. Walter MAYR

**HAUSVERWALTUNG MÜLLER  
IMMOBILIEN GMBH**

1010 Wien,  
Volksgartenstraße 1  
Tel: 310 87 81  
Fax: 310 15 19  
E-Mail: hvmueller@aon.at  
wünscht allen Freunden  
und Kunden  
ein friedliches Neues Jahr!

**house of bifi** Beresin

1070 Wien, Neubaugasse 11.  
T.: 523 27 79  
Fax: 526 25 39

**FAMILIE BERESIN**

wünscht allen Freunden  
und Bekannten  
ein glückliches neues Jahr.

**Hotel Stefanie**

Kategorie \*\*\*\*, First Class  
1020 Wien, Taborstraße 12,  
Telefon: 211 50-0 Fax: 211 50-160  
e-Mail: stefanie@schick-hotels.com  
Internet: www.schick-hotels.com



★★★★

**HOTEL  
STEFANIE  
WIEN**

122 Zimmer mit Bad/WC, Kabel-TV,  
Telefon, Radio, Minibar, Haarfön,  
Klimaanlage, Internetzugang,  
Restaurant, Bar, Hofgarten,  
Veranstaltungsräume, Garage im Haus.

Wir reservieren Ihnen gerne auf Wunsch  
auch ein koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden  
und Gästen ein friedliches Neujahrsfest!**

**ISRAELITISCHE  
KULTUSGEMEINDE  
SALZBURG**

wünscht allen Mitgliedern  
und Freunden  
ein friedliches Neujahrsfest

**ISRAELITISCHE  
KULTUSGEMEINDE  
LINZ**

wünscht allen Mitgliedern  
und Freunden  
ein schönes Neujahrsfest

# I.T.C – Reisen

Heinestr. 6, 1020 Wien  
Tel: 01-2125460; Fax: 01-212546040  
[www.itc-reisen.at](http://www.itc-reisen.at); email: [itc@chello.at](mailto:itc@chello.at)

FRÜH BUCHEN = GELD SPAREN!

NEW YORK*	ab €329.-	ISRAEL (Austrian & EL AL)	ab €279.-
WASHINGTON*	ab €329.-	EILATH (EL AL)	ab €325.-
TORONTO*	ab €349.-	CLUB MED EILATH (Vollpension) p.P. pro Tag im DZ	ab €80.-
MONTREAL*	ab €389.-		

\*AUSTRIAN NONSTOP FLÜGE  
Buchen bis 31.10.05, Fliegen ab 15.09 – 31.03.06

Alle Flugpreise ab/bis Wien  
Zuzüglich Steuern und Gebühren

Die Familien Isaac Pretzel und Uri Gilkarov wünschen  
**SCHANA TOWA WECHATIMA TOWA**

## I. T. C. - REISEN

### Mehr als nur Reisen

Ihr Jüdisches Reisebüro im 2. Bezirk, Heinestrasse 6, ist mit seinen Mitarbeitern und seiner Technologie das Reisebüro das Sie brauchen.

Isaak Pretzel - Reisebüroinhaber – „**Wenn Sie preiswerte Reise-Angebote suchen, rufen Sie am besten ITC REISEN an.**“

#### Warum bei uns kaufen:

Wir sind seit über 20 Jahren im Tourismus tätig.  
Wir sind ein IATA Reisebüro mit besten Referenzen.  
Wir realisieren Ihre Wünsche da wo andere aufgeben.  
Mit unserer langjährigen Erfahrung können wir Ihnen individuelle Reisearrangements auf professionelle Art ausarbeiten z.B.:  
Flüge nach Europa, Israel, Amerika oder Weltweit.  
Bar - Bat Mitzwah, Hochzeits - Arrangements  
Hochzeitsreisen  
Hotel – Mietautos zu günstigen Konditionen

Gruppenreisen  
Wellness und Kuren am Toten Meer  
Kreuzfahrten mit allen bekannten Schiffen ( Royal Carribbean, Aida, Hapag Lloyd, Queen Mary uvm.)  
Laufende Spezialangebote runden unser Angebot ab. Wir bringen Sie preiswert zu Ihrem Ziel.  
Rufen Sie uns an oder besuchen Sie uns In unserem Büro.  
Telefon: 01-2125460;  
Fax:01-212546040;  
Email: [itc@chello.at](mailto:itc@chello.at); [www.itc-reisen.at](http://www.itc-reisen.at)

**IVAN , SONJA, DANIELLA, LENA, ALEXANDER und DANA ROTH**  
wünschen allen Freunden und Verwandten ein friedliches neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

1010 Wien, Mahlerstraße 11

Familie in der Türkenschanzstraße 44 in Wien XVIII wohnhaft, folgendes Schreiben an die Marktgemeinde Hohenems:

„Zur Beschaffung einer Unbedenklichkeitserklärung benötige ich Ihre Bestätigung, dass weder ich noch mein Sohn Dr. Hans David Israel Elkan mit einer Steuer im Rückstand sind. Ich bitte Sie daher, mir eine solche Erklärung gefälligst zukommen zu lassen und bemerke, dass ich bei meinem Wegzug aus Hohenems keinen Steuerrückstand hatte. Die aufgelaufenen Steuerbeträge für das Wohnhaus Nr. 35 dürfte der Herr Verwalter Mathis aus den Mieteingängen beglichen haben. Hochachtungsvoll Theodor Israel Elkan „

Diese Bestätigung, Voraussetzung für eine Unbedenklichkeitserklärung zum Verlassen des Territoriums des Deutschen Reiches, stellte Bürgermeister Josef Wolfgang am 13. Mai 1941 eigenhändig aus.

Im Dachgeschoß des Jüdischen Museums Hohenems findet sich ein kurzer, handgeschriebener, an die Gemeinde Hohenems adressierter Brief aus dem Jahre 1949. Darin erkundigt sich ein gewisser Alois Meermann aus Baden-Baden nach seinem Studienkollegen Hans Elkan: „Ich bit-

te Sie höflich um Mitteilung, ob Sie über den Verbleib des Dr. phil. Hans Elkan, geb. um 1900 mir Bescheid geben können. Er studierte um 1924 in Freiburg i.Br., war dann beruflich in Wien, später in Innsbruck tätig und besuchte bis zum Beginn der Judenverfolgungen regelmäßig seine in Hohenems wohnenden Eltern (die mir persönlich nicht bekannt sind). Um eine kurze Nachricht wäre ich Ihnen sehr dankbar. Dr. Alois Meermann.“

Alois Meermann erhielt nachweislich niemals eine Antwort auf seine Anfrage.

Vor allem dem Kunsterzieher Mag. Klaus Luger ist es zu verdanken, dass sich die Schüler und Schülerinnen der 7.b Klasse im Schuljahr 2003/2004 mit der Frage beschäftigt haben, wie ein zeitgemäßes Erinnerungsmal an den ehemaligen Lehrer gestaltet werden müsste. Schließlich wurde der Vorschlag einer abnehmbaren Installation realisiert. Der Vorteil besteht darin, dass die Aufmerksamkeit erhöht wird: Jährlich wird die Installation eine Woche lang im Stiegenbereich angebracht. In dieser „Dr. Hans Elkan-Erinnerungswoche“ findet ein pädagogisches Schwerpunktprogramm mit Vorträgen, Lesungen und Filmen statt. ■

### MINHAG STYRIA. Jüdisches Leben in der Steiermark.

9. November 2005 – 6. Juli 2006

Die Ausstellung **Minhag Styria – Jüdisches Leben in der Steiermark** war eine besondere Ausstellung in der Grazer Synagoge, die einen wichtigen Beitrag zur interreligiösen Begegnung und steirischen Geschichte leistete. Sie erzählte von einer 500-jährigen, wechselvollen Beziehung zwischen Ablehnung und Akzeptanz, Gemeinschaft und Trennung, Vertreibung und Rückkehr. Diese der Steiermark gewidmete Ausstellung zeigte eine bislang unbeachtete Kultur- und Diasporageschichte im Süden Österreichs.

Die Ausstellung wurde anlässlich des fünfjährigen Jubiläums der neuen Grazer Synagoge am 7. November 2005 durch Bundespräsident Heinz Fischer für geladene Gäste voreröffnet. Festredner waren u.a. Oberrabbiner Chaim Eisenberg und Staatssekretär Franz Morak. Am 9. November wurde die Ausstellung für das Grazer Publikum durch Altbürgermeister Alfred Stingl offiziell eröffnet. Viele Besucher kamen im Rahmen von Kulturveranstaltungen, die auch einen freien Eintritt in die Ausstellung inkludierten.

Durch der Ausstellung hatten sich die Besucherzahlen in der Grazer Synagoge mehr als verdoppelt. Vor allem Schulen und Jugendgruppen nahmen an **Führungen** mit dem Themenschwerpunkt Religion oder Geschichte teil.

Die Führungen durch die Ausstellung wurden durch ein **Jugendprogramm** ergänzt, bei dem die SchülerInnen die Ausstellung „interaktiv“ kennen lernen konnten. Zum Beispiel suchten SchülerInnen in der Ausstellung anhand von Hinweisen auf Photos nach Informationen zur jüdischen Geschichte in der Steiermark.

**Kinderworkshops** zu speziellen jüdischen Themen boten jüngeren Menschen eine Gelegenheit, diese interreligiös und kreativ zu erleben. Diese Workshops wurden vom Jüdischen Kulturzentrum Graz in Kooperation mit dem Kindermuseum Frida & Fred gestaltet.

Die Ausstellung bot für viele Grazer eine ausgezeichnete Gelegenheit, einen ersten Kontakt zur jüdischen Kultur zu bekommen. Dabei wurde offensichtlich, dass jüdisches Leben und jüdischer Glaube zur steirischen Geschichte gehören.

*„Herzlichen Dank, dass wir die Synagoge kennenlernen durften !“*  
Volksschule Murfeld, 4. Klasse, Jänner 2006

*„Well done on presenting such an excellent exhibition [...] would it be possible to have a permanent exhibition, perhaps in a condensed form?“*, Peter Mdeshi, London

*Vielen herzlichen Dank für die persönliche und interessante Führung in der Synagoge und Ausstellung; Ein guter Beitrag zum Dialog ! Netzwerk interkultureller Arbeit, Jugendamt Graz*  
*Danke für die beeindruckende Ausstellung ! Was für ein bewegender Ort, die Synagoge in Graz ! A. D.*

Auszüge aus dem Gästebuch



## Erinnerung an Dr. Hans Elkan am BG Dornbirn



Werner BUNDSCHUH

Am 9. November 2005 wurde am Bundesrealgymnasium Dornbirn in Erinnerung an den ehemaligen Lehrer Dr. Hans Elkan eine Gedenkfeier abgehalten und eine Installation im Schulgebäude aufgestellt.

Dr. Hans Elkan, der Sohn des letzten Kultusvorstehers der jüdischen Gemeinde in Hohenems, wurde am 23. Juli 1944 im KZ Theresienstadt zu Tode gebracht. Die Errichtung einer Gedenkstätte an seiner ehemaligen Schule dauerte Jahre: Anlässlich des 125-Jahr-Jubiläums der Schule unterbreitete der Artikelschreiber im Jahre 2002 den Vorschlag, das Gymnasium mit dem Namenszusatz „Dr. Hans Elkan-Gymnasium“ zu versehen. Die Widerstände waren zu groß: Eine Namensgebung erfolgte nicht, doch nachdem ein Denkmalprojekt der Schüler und Schülerinnen der 7. b Klasse im Rahmen des Wettbewerbs „Kulturelles Erbe. Tradition mit Zukunft“ mit einem Hauptpreis bedacht wurde, konnte zumindest ein Gedenkstättenvorschlag realisiert werden.

Jahrzehntelang war die Erinnerung an Dr. Hans Elkan an dieser Schule verschüttet: Nach 1945 erinnerte keine Zeile in einem Jahresbericht an ihn. Der Haupteinwand der Gegner eines Namenszusatzes war die nur kurzfristige Tätigkeit des hoch gebildeten Geschichts-, Philosophie- und Geographielehrers an dieser Schule. Er war nur 1935/36 „Probelehrer“, dann wurde er vom Landesschulrat nicht mehr weiter beschäftigt. Diese Außerdienststellung ist allerdings nicht losgelöst von der antisemitischen Grundhaltung der austrofaschistischen Schulbehörde zu sehen. Gerade diese Einschätzung der Schulpolitik in Vorarlberg führte zu der sehr emotionalen Auseinandersetzung um die Namensgebung.

In einem Vortrag im Festsaal der Schule zeichnete der Artikelschreiber die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen Dr. Hans Elkan in Vorarlberg litt, nach, und er provozierte damit eine heftige Diskussion. Besonders die Ausführungen über den christlichsozialen Antisemitismus erregten Widerspruch, denn ein führender Repräsentant der Christlichsozialen, der kurzzeitige Unterrichtsminister Dr. Emil Schneider (1922) war bis 1938 auch Direktor am heutigen BG Dornbirn. Er stand voll hinter dem Programm der Christlichsozialen Volkspartei vom Dezember 1918, in dem es hieß: „Sie bekämpft mit aller Entschiedenheit die Vorherrschaft des Judentums, sowie überhaupt den unheilvollen und verderblichen Einfluss des jüdischen Geistes auf allen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Gebieten.“

Hans Elkan kam am 22. März 1900 als Sohn von Theodor Elkan (Jg. 1864, geb. in Wien) zur Welt. Seine Mutter Betti (geb. Menz) verstarb bereits zwei Monate nach seiner Geburt.

Er besuchte von 1906 bis 1911 die einklassige jüdische Volksschule in Hohenems. Dort unterrichtete Moritz Federmann, der als Pädagoge weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt war. Die Reifeprüfung legte Elkan mit Auszeichnung am Gymnasium in Bregenz ab.

Während in Vorarlberg Dr. Otto Ender Landeshauptmann war, studierte Elkan vom September 1919 – 1927 an den Universitäten in Freiburg, Marburg und Tübingen die Fächer Philosophie, Musikwissenschaft und mittelalterliche Geschichte.

Seine Lehrer waren u.a. Edmund Husserl, Martin Heidegger, Martin Honecker (Inhaber des Lehrstuhls für christliche Philosophie) und Willibald Gurlitt (Musikwissenschaften). 1927 promovierte er „cum laude“ mit dem Thema „Zur Problemgeschichte der platonischen Dialektik“ zum Doktor der Philosophie. Diese Arbeit wurde veröffentlicht und er übersiedelte nach Wien. Über seinen zweijährigen Aufenthalt in der Bundeshauptstadt ist nichts bekannt, dafür über den Wahlkampf 1928 in Vorarlberg. Der Christlichsoziale Landeshauptmann Ender erklärte: „...eine Wahrheit ist und bleibt: die Juden sind eine eigene Rasse, eine eigene Nation und kaum vermischbar mit anderen Völkern. ...In den Bestrebungen des Zionismus steckt Wahrheit. Alles andere ist Unwahrheit. Der Jude ist und bleibt bei uns nicht als deutscher Mitbürger, sondern in Wahrheit ist er Gast in unserem Lande.“

In dieser Geisteshaltung waren einander sich die Christlichsozialen und die aufstrebenden Nationalsozialisten sehr ähnlich!

Die Abwehrhaltung gegen das „rote Wien“, die Brandmarkung der Sozialdemokraten als „Bolschewiken“ und ein ausgeprägter Antisemitismus gehörten zur Politik der Landeseliten in Vorarlberg. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden „die Juden“ von den Christlichsozialen in mehrfacher Hinsicht zum Feindbild und Sündenbock gestempelt. Neben die alten Vorurteile - die Anschwärtzung der „Juden als Antichristen und Jesusmörder“ - traten neue: Sie wurden zum Symbol für „Fremdrassigkeit und Nichtalemannentum“ und der Kampf gegen die „verjudete Wiener Regierung“ war nach 1918 ein wesentliches Element christlichsozialer Politik in Vorarlberg.

Als Dr. Emil Schneider am 2. Dezember 1918 zum Obmann der christlichsozialen Ortspartei in Dornbirn gewählt wurde, hielt der neue Stadtparteiobmann ein Grundsatzreferat über „die neue Zeit“, das mit antisemitischen Äußerungen gespickt war: „Wir wählen, weil das Volk nun selbst der Staat ist, und wir einem Staate angehören müssen. Welchem Staate wir angehören werden, das ist noch ungeklärt; aber das eine ist uns bewußt, wenn man uns eine Wiener Judenregierung aufhalsen will, dann werden wir Vorarlberger entscheiden können, wohin wir nicht wollen ... Wir wollen nicht von der Klassenherrschaft des Großkapitals unterjocht bleiben, darum los von den Juden - und darum los von den Sozialdemokraten. Wir sind Christen und anerkennen Gottesgewalt über allem, auch über der Volksregierung; wir wollen, da wir schon keinen Kaiserherrscher mehr haben, viel weniger noch einen Juden ... haben, der in frecher Judenart das Volk knechtet, wie Kurt Eisner die Bayern ... Von den Juden, ihrem ungeheuren Einflüsse in Staat, Presse, Schule und Wissenschaft müs-

**Familie  
K.D. Brühl**

wünscht allen Kunden,  
Freunden und Bekannten  
zum Jahreswechsel die  
besten Glückwünsche

לשנה טובה תכתבו

**HARITEX  
TEXTILIEN-GROSSHANDEL**

1010 Wien, Vorlaufstr. 5 (Ecke Salzgries)  
Telefon 533 62 54, 533 34 01

**Familie EDELMAN**

wünscht allen Kunden,  
Freunden und Verwandten  
ein friedliches neues Jahr!



Die  
Bezirksvorsteherin  
von Meidling  
**Gabriele VOTAVA**

wünscht allen  
Leserinnen und  
Lesern  
ein friedvolles  
Neujahrsfest!

לשנה טובה תכתבו



**HOPMEIER & WAGNER  
Rechtsanwälte**

DDr. Paul G. Hopmeier  
akad. Europarechtsexperte, Gerichtsdolmetscher  
Dr. Raoul G. Wagner, LL.M.  
New York University

WIEN - BUDAPEST

wünschen allen Klienten,  
Freunden und Verwandten  
ein glückliches neues  
Jahr

**Norli Lappin,**

**Dr. Michael,**

**Dr. Andrea**

**und Judith Oher**

wünschen allen  
Freunden und Bekannten  
לשנה טובה תכתבו

www.schreiber.4t.com | Simmeringer Hauptstr. 244-246, 1110 Wien

**SCHREIBER**

*Steinmetzbetrieb*

und Familien wünschen allen Gemeindemitgliedern  
ein glückliches Neues Jahr 5767!

Tel.: 76 71 009, Fax: DW 4, e-Mail: schreiber@i-one.at  
לשנה טובה תכתבו

לשנה טובה תכתבו



**PFLANZT BÄUME  
IM HEILIGEN LAND!**

*KKL macht Israel grün.*

keren kayemeth leisrael  
1010 Wien Opernring 4/II./7.  
T.: 513 86 11, Fax: 513 86 119  
e-Mail: kkl@chello.at

**Familie David, Renate, Yasmin  
und Mag. Raphael SEIDLER**  
wünschen allen Freunden,  
Kunden und Verwandten  
im In- und Ausland  
ein schönes neues Jahr.

לשנה טובה תכתבו

Im Namen der  
**SPÖ Stadtorganisation Bludenz**

wünschen wir allen Leserinnen und  
Lesern der Zeitschrift David ein  
schönes Neujahrsfest.

**Stadtrat Wolfgang WEISS und  
Stadtrat Gunnar Witting**

**Die ÖVP Alsergrund  
und Landtagsabgeordneter  
GR Dr. Wolfgang ULM**

**Neue Adresse: 1090 Wien, Wasagasse 23/2,  
Tel: 01/317 66 83**

*wünschen allen Lesern des DAVID  
ein schönes neues Jahr*

*Die Bezirksvorsteherin  
von Favoriten*

**HERMINE  
MOSPOINTNER**

*wünscht ein schönes  
Neujahrsfest!*

**Dr. Robert Brande  
und Familie**

*wünschen allen Freunden  
und Bekannten ein  
glückliches Neues Jahr!*

*לשנה טובה תכתבו*

**Keller & Co**  
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.  
Buchengasse 174  
A-1100 Wien  
Tel.:01/6037264

*wünscht allen  
Leserinnen und  
Lesern des DAVID  
und der jüdischen  
Gemeinde in  
Österreich ein  
schönes neues Jahr!*

Familie Primarius  
**Univ.-Doz. DDr. Pierre  
HOPMEIER**

*wünscht allen Freunden  
und Bekannten ein  
schönes neues Jahr!*

*לשנה טובה תכתבו*

**Juwelen Wieder**

Shopping City, Tel.: 699 13 59

**Große Auswahl an Judaica  
sowie Juwelen und Silber**

*wünscht allen Kunden,  
Verwandten, Freunden  
und Bekannten  
ein glückliches neues Jahr!*

*לשנה טובה תכתבו*

**GEORG SCHWARCZ**

**Immobilientreuhänder &  
Vermögensverwalter**

*wünscht allen Kunden,  
Bekannten und Freunden  
ein glückliches neues Jahr!*

*לשנה טובה תכתבו*

**Clara, Mag. Catharina &  
Harald Heller**

*wünschen allen Lesern  
des DAVID  
ein erfolgreiches  
gutes neues Jahr*

*לשנה טובה תכתבו*

Michael und Dr. Elizabeth  
**FRIEDMANN  
und Familie**

*wünschen allen ihren  
Freunden und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!*

*לשנה טובה תכתבו*

**MR MED. UNIV.  
DR. KLAUS SPERLICH und  
DR. MICHAELA SPERLICH**

Facharzt für Zahnheilkunde  
Ord.: 1140 Wien, Spallartg. 11  
Tel.: 982 0492

*wünschen allen Freunden  
und Bekannten  
ein schönes neues Jahr!*

*Ing. Franz Mészáros*

*wünscht allen Freunden  
und Bekannten  
ein erfolgreiches  
Neues Jahr!*

**Die SPÖ  
Feldkirch/Vorarlberg**


*wünscht allen jüdi-  
schen MitbürgerInnen*

*ein friedvolles Rosch-  
Ha-Shana-Fest*

**Univ.-Prof. Dr. Paul Haber**  
Facharzt für Innere Medizin  
**und Familie**

1170 Wien, Rötzerlg. 41.  
Tel.: 485 81 64

*wünschen allen  
Freunden und Bekannten  
ein schönes Neujahrsfest!*

 Gustav GRESSEL

Am Donnerstag den 20. Juli versammelten sich etwa 100 Personen unter Polizeischutz – im Gegensatz zu „antizyonistischen“ Kundgebungen können sich proisraelische Veranstalter nicht auf die „Friedfertigkeit“ und „Dialogbereitschaft“ ihrer politischen Widerparts verlassen – zu einer Solidaritätskundgebung für Israel. Damals war der Krieg noch in vollem Gange und sein Ausgang, wie die zu erwartende Nachkriegssituation bestenfalls Gegenstand von guten Wünschen oder Spekulationen. Dementsprechend angespannt und erwartungsvoll war auch die Stimmung unter den Teilnehmern.

Die Redebeiträge von Stephan Grigat und Simone Diah Hartmann, Café Critique, Ariel Muzicant, und seiner Exzellenz Dan Ashbel, dem israelischen Botschafter in Österreich, unterstrichen, dass Israel lediglich sein Recht auf Selbstverteidigung ausübe, nachdem die Hamas im Gazastreifen und die Hizb'Allah im Südlibanon nicht nur Israel das Existenzrecht aberkannten, sondern vor allem diesen Konflikt durch bewusste Eskalation angefangen haben. Schließlich beginnt die Geschichte der gewaltsamen Eskalation nicht erst mit der Entführung der fünf israelischen Soldaten im Juli, sondern mit der

Intensivierung des Raketenbeschuss Israels aus dem Gazastreifen seit November des vergangenen Jahres. Insofern galt und gilt es für Israel – wie Stefan Grigat betonte – den Primat der Politik nicht der geschürten Gewalt unterzuordnen und sich durch die militärische Entgegnung politischen Handlungsspielraum zu sichern. Sowohl Ariel Muzicant als auch Dan Ashbel erinnerten die sich in heftiger Kritik an Israels übenden Europäer daran, dass der Hass radikaler Islamisten auf die funktionierenden Demokratien mit ihren offenen, wohlhabenden und emanzipierten Gesellschaften nicht an Israels Tür haltmachen wird. Israel kämpft stellvertretend für die westliche Zivilisation um sein Existenzrecht. Ein Appeasementprozess und einseitige Zugeständnisse, wie er von vielen europäischen Politikern und Intellektuellen gefordert – und zum Teil auch praktiziert wird, wäre an dieser Stelle lediglich als Selbstaufgabe zu werten. Israels Ziel „einfach mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben“ (Ashbel) ist unter den im Nahen Osten gegebenen Umständen nicht umsetzbar.

Die Veranstaltung schloss stimmungsvoll mit dem Absingen der Hatikva ab. ■

### Das Rumänische Kulturinstitut (RKI) in Wien

Das Rumänische Kulturinstitut in der Wiener Argentinierstraße möchte die vielfältige rumänische Kunst und Kultur einem breiteren Publikum in Österreich zugänglich machen. So veranstaltet das RKI regelmäßig Ausstellungen, Workshops und Vorträge zur auf internationaler Ebene wettbewerbsfähigen Kultur und Kunst der Gegenwart wie auch zur Volkskultur, Traditionen und angewandten Kunst. Angesichts des hohen Interesses der österreichischen Wirtschaft am rumänischen Markt plant das RKI gemeinsam mit dem Institut für Romanistik der Uni Wien, Intensivkurse für österreichische Wirtschaftstreibende anzubieten, die neben Sprachfertigkeiten auch Kenntnisse der rumänischen Gesellschaft vermitteln sollen. Eng ist natürlich auch die Kooperation mit den in Österreich lebenden Rumänen.

Als Ziel schwebt der Leiterin des Wiener RKI, Frau Mag. Carmen Bendovski, einer PR- und Kommunikationsexpertin mit hervorragenden Deutsch-Kenntnissen, vor, das Kulturinstitut zu einem Informationszentrum, einem ständigen Forum formeller und informeller Diskussionen zu Themen aus den Bereichen Kultur, Soziales, Bürgerrechte, Politik und Wirtschaft auszubauen. Auf der Homepage nennt Frau Bendovski den Wunsch: „Wir möchten, dass das RKI in den nächsten Jahren zum Zentrum eines Netzwerkes für kulturelle, erzieherische und bürgerrechtliche Organisationen, ein Bezugspunkt für den interkulturellen Dialog wird, ein gemüthlicher und beliebter Raum, für eine möglichst breite Kategorie an Rumänen interessiertem Publikum.“

Beispielsweise war am 9. Oktober 2005 eine Veranstaltung dem Gedenktag des Holocaust in Rumänien gewidmet. Am 15. November 2005 startete unter der Schirmherrschaft seiner Exzellenz Andrei Corbea-Hoise eine monatliche Diskussionsfolge „Rumänien 2007“. Aus ihr soll sich ein regelmäßiger, komplexer, interkultureller und offener Dialog gestalten.

Weitere Informationen unter <http://viena.mae.ro>

**Die Bezirksvorsteherin  
von PENZING**

**ANDREA  
KALCHBRENNER**

*wünscht allen jüdischen  
Bürgern ein friedliches  
Neujahrsfest!*

wirtschaftsbund.at



Namens des Österreichischen  
Wirtschaftsbundes wünsche ich der  
jüdischen Gemeinde in Österreich ein  
friedliches und schönes Neujahrsfest!

**Dr. Christoph Leitl**  
ÖWB-Präsident

**WIRTSCHAFTSBUND**  
DIE UNTERNEHMERISCHE KRAFT



**MECHANIK - ELEKTRIK  
SPENGLEREI**

**WERNER GRÖGOR**  
Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien  
eigener Abschleppdienst  
und Leihwagen nach Absprache

**ROSINA KOHN**

1170 Wien, Weissgasse 42  
Tel. 486 34 33, Fax DW 22  
e-Mail: groegor@nusrf.at  
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr  
wünscht allen ein schönes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**DER KULTURVEREIN  
DAVID DANKT ALLEN  
GÖNNERN FÜR DIE  
ZAHLEICHEN  
SPENDEN!**

Der Bezirksvorsteher  
der Brigittenau

**KARL LACINA**

wünscht allen  
jüdischen Mitbürgern  
zu Rosch Haschana  
alles Gute!

*Die Stadt*

***Krems an der Donau  
wünscht allen jüdischen  
Bürgerinnen und Bürgern  
ein schönes  
Rosch-Ha-Schana-Fest***

**GERTNER Immobilien**

*wünscht  
ihren Geschäftsfreunden  
und Bekannten  
im In- und Ausland  
ein glückliches neues Jahr!*

לשנה טובה תכתבו



Abb. 8. Innenraum der Synagoge mit Blick auf die Ostwand.

nerem Raum zusätzliche Funktionen abdecken musste. Die Konsequenz war, dass der Bau sowohl in der Breite als auch in der Länge reduziert wurde.

Am hinteren Teil des Grundstücks befindet sich nun ein kleiner Garten mit Sitzbänken, allerdings ohne Brunnen. Die Frauengalerien sind übereinander gestaffelt auf zwei Stockwerke verteilt. Auch der Eingangsbereich zeigt sich verändert: die Freitreppen mit Baldachinen sind ersetzt durch zwei vorgezogene Bauteile, von denen der rechte wiederum über eine Treppe zur Frauengalerie führt, der linke für eine Garderobe gedacht ist. Auch die Außenwandgestaltung hat sich gegenüber dem Wettbewerbsentwurf verändert. Grünberger erreicht eine klarere Struktur, indem er die Anzahl der Fenster reduziert, und statt der Fenstertrauben nun lediglich sechs Fenster anbringt, in denen die Form des Davidsterns so abgewandelt wird, dass das nach unten weisende Dreieck statt mit spitzen, mit runden Enden versehen worden ist. Die tatsächliche Ausführung unterscheidet sich nur in der Lösung des Eingangsbereiches von der Planungsstufe des Jahres 1928, die nun wieder zu beiden Seiten von Baldachinen überdachte Treppenaufgänge aufweist. Der Einblick in den Innenraum (Abb. 8) zeigt deutlich die Stellung des Almemor an der Ostseite sowie die einfache Innenraumgestaltung mit hölzerner Balkendecke und den weißen Wänden, die nur durch die signifikante Fensterlösung gleichsam ornamentiert werden. Einen näheren Blick auch auf die Verglasung der Fenster gewährt ein Detail mit Almemor und Thoraschrein (Abb. 9), der sich mit seiner spitzböigen Form nur bedingt in die übrige Konzeption des Raumes einfügt.

## 5. Zur Zeitgenössischen Rezeption am Beispiel von Max Eisler

Die Rolle Max Eislers ist im Kunstdiskurs der „jüdischen Moderne“ in Österreich von immenser Wichtigkeit. Zum einen, weil er über die Zeitschrift *Menorah* in zahlreichen Artikeln Einfluss auf das Kunstverständnis der jüdischen Gemeinschaft auszuüben suchte und zum anderen, weil er zu praktisch allen wichtigen Geschehnissen, die Judentum und Architektur betrafen, Stellung bezog. Seine Artikel vor allem auch zum Synagogenbau wurden sowohl in Zeitschriften mit hauptsächlich jüdischer Leserschaft, als auch in einschlägigen Architekturjournalen veröffentlicht. Dabei differenziert er,

was nicht unwichtig zu bemerken ist, zwischen dem Diskurs, der in der allgemeinen Öffentlichkeit geführt werden konnte und jenem, wie er in einer jüdischen Zeitschrift möglich war.<sup>40</sup> So kommentiert er denn auch die von ihm konstatierte „Enthaltbarkeit [in der] Sprache“ bei Gorges Beschreibung seines Synagogenentwurfs in „Der Architekt“ damit, dass er „für die allgemeine, also nicht bloß jüdische Öffentlichkeit bestimmt, und eine gewisse Reserve daher nur natürlich [war].“<sup>41</sup> Eislers theoretischer Zugang zum Synagogenbau ist geprägt durch die Vorliebe für moderne Architektur und seine eher konservativere Ausrichtung in Sachen des Glaubens. Als eines der Vorbilder zählte für ihn Holland, da dort selbst dann, „wenn in einem ‚Kirchenrat‘ die sogenannten Liberalen die Mehrheit haben, (...) es ihnen nicht im Traum ein[fiel], die Anlage ihres Tempels zu ‚reformieren‘“, wodurch sie „in [ihrer] ursprünglichen Bedeutung [entfremdet]“ und damit „nicht mehr für alle Juden brauchbar“ sein würde.<sup>42</sup> Besondere Affinität hatte er daher zu Gorge, dessen Abhandlung über den Synagogenentwurf des

ersten Wettbewerbs er 1930 wortwörtlich und nahezu vollständig ein weiteres Mal publizierte.<sup>43</sup> Zu Ablauf und Ergebnis des zweiten Wettbewerbs in Hietzing äußert sich Eisler durchwegs positiv. So schreibt er etwa, dies wäre die „erste einwandfreie Ausschreibung gewesen[, die] (...) dann auch den ersten einwandfreien Erfolg gehabt [habe].“<sup>44</sup> Den einzigen wesentlichen Kritikpunkt, den er anbringt, stellte die Vorschrift dar, die „nach neomodischer Manier die nahe Nachbarschaft von Lade und Almemor“<sup>45</sup> forderte, wodurch seiner Meinung nach der Wert der architektonischen Lösungen vermindert wurde. In seiner Abhandlung zum zweiten Wettbewerb betont er, alle drei Preisträger, sowie der Architekt des angekauften Entwurfes hätten „ganze Arbeit geleistet“, da sie sauber und sachlich, ohne „falsche Sentimentalität“ vorgegangen wären. Bei Grünbergers Entwurf bezeichnet er besonders den Grundriss als modern, durchsichtig und zweckmäßig und lobt darüber hinaus die beiden Baldachine, von denen er meint, sie würden dem Bau einen „Aufakt südlicher Leichtigkeit“ verleihen. Etwas kritischer steht er hingegen den Entwürfen von Landauer und Neutra gegenüber, denen er vorwirft, „befremdliche Formen“ in die Wiener Vorstadt zu bringen. Er sieht beide als „Anhänger der körperhaften Masse, [bei denen] selbst die Glieder ihrer Bauwerke (...) nur wie Rumpfstücke [wirken].“ Zu Neutra bemerkt er zudem, es handle sich um einen „ausgesprochenen Amerikanismus, ein Magazin, also eine Art monumentalen Notbau, der dem heutigen Durchgangszustand des Problems ungeschminkten Ausdruck gibt.“

<sup>1</sup> „Der Architekt“, 18. Jahrgang, Wien 1912, Tafel 38, o.S.

<sup>2</sup> Hugo Gorge: Ein Synagogenentwurf. In: *Der Architekt*, 22. Jahrgang, Wien 1918/19, S.133-140.

<sup>3</sup> Max Eisler: Der Wettbewerb um eine Wiener Synagoge. In: *Österreichs Bau- und Werkkunst*, 2. Jahrgang, Wien 1925/26, S.1-7.

<sup>4</sup> Im Jahre 1926 wurde der ursprüngliche Titel „Menorah. Illustrierte Monatsschrift für die jüdische Familie“ abgeändert zu „Menorah. Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft / Kunst und Literatur“. Die Zeitschrift erschien in den Jahren 1923-1932.

<sup>5</sup> Harold Hammer-Schenk: *Synagogen in Deutschland*, Hamburg 1981, bes. S.508-510.

<sup>6</sup> Carol Herselle Krinsky: *Europas Synagogen*, Stuttgart 1988 (Engl. Erstausgabe New York 1985). Zur Synagoge in Hietzing

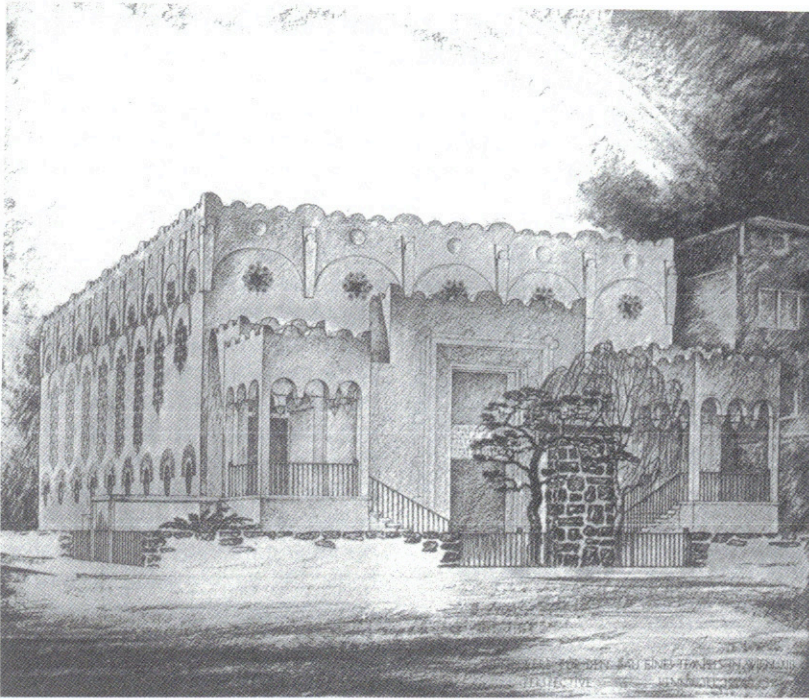


Abb. 6. Arthur Grünberger: Entwurf für den zweiten Wettbewerb, perspektivische Ansicht.

ster, die wohl Jachin und Boas repräsentieren sollen, sowie den darüber liegenden, ebenfalls etwas überdimensioniert wirkenden Dekorfeldern, in denen sich auch rituelle Symbole wiederfinden. Gorge hatte sich in seinem Aufsatz zum Synagogenbau zwar gegen die Verwendung von Symbolen und Ornamenten ausgesprochen, aber nicht prinzipiell, sondern nur dann, wenn diese „zu einer Schablone des Dekorierens [wurden.] als einzige[m] Ausdrucksmittel, um das Jüdische zu betonen.“<sup>27</sup> Dennoch war es bei seinem ersten Projekt gerade die Schlichtheit in der Ausgestaltung seiner Innenräume, die Reduktion auf das geistliche, den sakralen Charakter des Ortes gewesen, die überzeugt hatten und die er nun aufgab. Ein anderer Aspekt hingegen, das Prinzip der Abgeschlossenheit zur Straße hin, kam durch den blockhaften Bau, der nun an allen Seiten mit Bruchstein verblendet und am Dach zusätzlich mit spitzen Dreiecken versehen war, bei diesem Entwurf viel deutlicher und eindrucksvoller zum Ausdruck.

### 3.2. Fritz Landauer

Von Fritz Landauer sind zwei Entwurfszeichnungen erhalten (Abb. 4). Beide erheben sich über einem kreuzförmigen Grundriss wobei in einem Entwurf gar eine Kuppel über der Mitte des Baus vorgesehen war. Mit diesen Gestaltungselementen hatte Gorge bereits einige Jahre zuvor abgerechnet, wenn er schreibt: „Man findet sogar neuere Synagogen, die als Grundriß die Kreuzform den christlichen Vorbildern entlehnt haben. Ebenso der Kuppelbau... es wird damit eine Mystik betont, ein Distanzieren zwischen Priester und Zuhörer in der baulichen Anlage, die dem jüdischen Kult immer fremd waren.“<sup>28</sup> Dennoch wurde der renommierte Architekt mit dem dritten Platz ausgezeichnet, da sein Entwurf „Aus Erfahrung“, der stark an die Augsburger Synagoge erinnerte, die ein Jahrzehnt zuvor erbaut worden war,<sup>29</sup> die Wiener Jury anscheinend mehr überzeugte als das – insbesondere im Vergleich zu Landauer überaus revolutionär anmutende Projekt von Richard Neutra.

### 3.3. Richard Neutra

Neutra reichte unter dem Titel „Der Neue Welt Tempel“ – der sowohl die Anspielung auf die Straße, an der sich die Synagoge befinden sollte, als auch auf seine neue Heimat Amerika anklingen ließ – einen Entwurf im internationalen Stil ein (Abb. 5). Auf der rechten Hälfte des Grundstücks befindet sich ein lang gezogener Synagogenraum, auf der linken Hälfte Gemeinderäume sowie ein großer, ebenfalls länglich angelegter Hof. Angeblich war es insbesondere Josef Hoffmann, der Neutras Projekt ablehnte.<sup>30</sup> Ein weiterer Grund dafür, dass es nicht prämiert worden war, könnte aber auch der sein, dass der Komplex an zwei Seiten direkt an die Nachbargrundstücke angrenzt und damit die rechtlichen Erfordernisse der „offenen Bauweise“ des Hietzinger Cottage außer Acht ließ.<sup>31</sup>

### 4 Der Entwurf Arthur Grünbergers.

Unter dem Kennwort „1924“ hatte Grünberger gemeinsam mit Adolf Jelletz das Projekt eingereicht, das ausgewählt wurde um später verwirklicht zu werden. Dabei erinnert sein Entwurf im Grundriss zu einem gewissen Grad an jenen

von Gorge aus dem ersten Wettbewerb, indem er den eigentlichen Synagogenraum auf der linken, Brunnenhof und Verwaltungs- bzw. Gemeinderäumlichkeiten auf der rechten Seite anlegt. Anders als bei Gorge sind diese aber nicht in einem Komplex miteinander verwoben sondern klar abgetrennt nebeneinander angelegt. In der perspektivischen Ansicht (Abb. 6) sieht man denn auch, wieviel mehr Wert Grünberger auf das Gotteshaus, als auf das Zusammenspiel im größeren Kontext legt.

Das eigentliche Synagogengebäude ist ein kubischer Körper, der im Gesamteindruck sehr an die Wehrsynagogen im Podolien und Wolhyinien erinnert. Das große Eingangportal erscheint durch die Abschrägung der Wand leicht nach vorne versetzt und wird flankiert von zwei Baldachinen mit Treppen, die zu den Frauengalerien führen. Nach oben hin wird der Bau von einem Zinnenkranz abgeschlossen, hinter dem das flache Walmdach verborgen ist. Die Fenster gestaltet er in diesem Entwurf in Form von Davidsternen – direkt unter dem Wandabschluss finden sich einzelne solcher Sterne, die von gemalter Verzierung umrahmt sind, an der Längsseite sieht er darunter liegend zusätzlich noch Fenster vor, die aus einer Art Traube an Sternen gebildet werden. Zusammen mit dem Motiv des Bogens, der jeweils über den Fensterabschnitten angebracht ist, lassen all diese Elemente die Außenwand sehr bewegt erscheinen. Die Anordnung der Fenster nimmt auch auf die Frauengalerien Rücksicht, sodass die „Fenstertrauben“ an der Westseite nach oben hin abgestuft sind, wodurch sich von außen bereits die innere Gliederung des Gebäudes ablesen lässt. Unter den Frauengalerien ist noch Platz für weitere Räume vorgesehen, wie etwa einem kleineren Betsaal, der wochentags benützt werden konnte. Im Inneren des Hauptraumes setzt er Almemor und Bundeslade wie gefordert an die Ostwand, zu beiden Seiten führen Stufen auf die Plattform, auf der sie positioniert sind. Der Entwurf lässt sich aber nicht nur von Vorläufern im Synagogenbau her ableiten, sondern hängt auch noch mit einem ganz anderen Projekt Grünbergers zusammen. Das gleiche Architektenduo beteiligte sich bereits einige Jahre zuvor gemeinsam an einem Wettbewerb – jenem für die Errichtung eines Krematoriums am Wiener Zentralfriedhof.

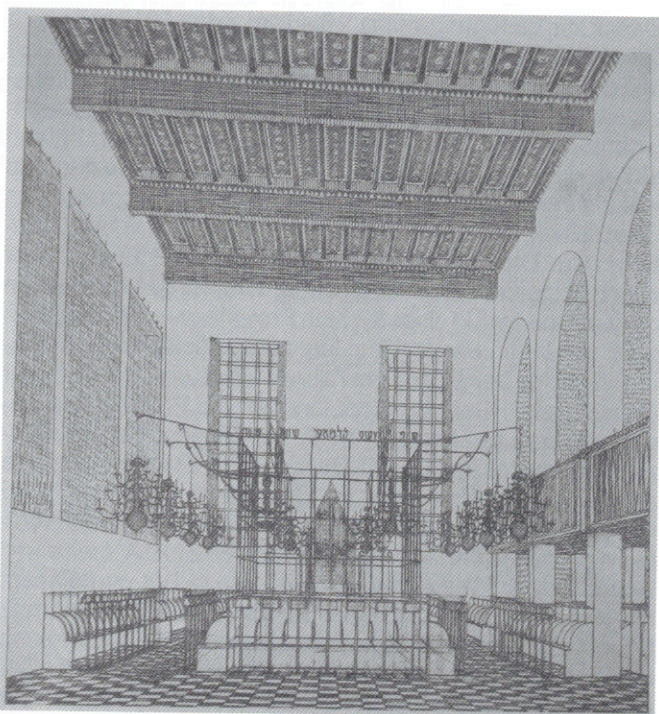


Abb. 3. Hugo Gorge: Entwurf für den ersten Wettbewerb, Innenraum

Stiegenaufgang sowie einige Toiletten enthielt, wesentlich niedriger angelegt war als der restliche Komplex. Allerdings ist unbekannt, wie die umgebenden Häuser zur Zeit der Planung ausgesehen haben und vielleicht stellte gerade die unterschiedliche Höhengestaltung ein verbindendes Element zu den Nachbarbauten dar. Während Lichtblaus Fassadenentwurf stark an ein Wohnhaus erinnert und lediglich durch zwei Davidsterne, die in Fenstern auf Höhe des zweiten Stockes eingelassen waren, als „jüdisch“ gekennzeichnet ist – also ein bescheidener und, wenn man so will, in jeglicher Hinsicht „angepasster“ Entwurf ist – gestaltet sich die Fassade bei Perco (Abb. 2) um einiges imposanter. Er bedient sich der Idee des Pantheon und bekront seinen Bau mit einer großen, mit einem Davidstern versetzten Kuppel. Der Dreiecksgiebel, der die Fassade nach oben hin abschließt, sowie die darunter liegenden schmalen, langgezogenen Fenster erinnern zudem stark an einen Portikus, der bei Perco aber lediglich als Mittel der Gliederung dient. Den eigentlichen Eingang bildet eine Dreiportalanlage, ein sehr repräsentatives Element, das kurz zuvor auch von seinem ehemaligen Lehrer Otto Wagner bei der Kirche am Steinhof verwendet wurde. Mit der Wahl des Pantheon als Vorbild für das Aussehen der Synagoge bedient sich der Architekt einer sakralen nicht aber einer christlichen Formensprache, der eines „Hauses aller Götter“, das nun auch den Juden als Gotteshaus dienen soll.

### 2.1. Hugo Gorge beim ersten Wettbewerb

Der Entwurf, mit dem Hugo Gorge die Ausschreibung gewonnen hatte, wurde aufgrund des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges zunächst nicht ausgeführt. Unmittelbar nach dem Krieg lässt die Veröffentlichung der Pläne, begleitet von einer ausführlichen Erläuterung Gorges in der Zeitschrift „Der Architekt“<sup>16</sup> die Vermutung zu, dass die Pläne für die Umsetzung zu diesem Zeitpunkt verschoben, aber noch nicht völlig aufgegeben worden waren. Davon, dass es mit der Stellung der Juden in der jungen Republik nicht zum Besten stand, zeugt eine nahezu rechtfertigende Aussage des Architekten,

die er seinen Ausführungen nachstellt. Darin meint er, dass „[m]anchen (...) die Veröffentlichung eines derartigen Projektes unzeitgemäß erscheinen [könnte]“, aber dass es insofern von Relevanz wäre, als er vielleicht einmal vor der Aufgabe stehen könnte, eine Kirche der Zukunft für eine verbrüderte Menschheit zu errichten, deren Vorbild die Synagoge, dieses „Versammlungshaus des Volkes“, wie sie in wörtlicher Übersetzung heißt, sein könnte.<sup>17</sup> Bereits hier erkennt man ein wenig von der intensiven Auseinandersetzung, in der er „Art und den Sinn [des jüdischen] Rituals (...) durch Umfrage, Forschung und Versenkung erfahren“<sup>18</sup> hat, wie es Max Eisler Jahre später beschreiben sollte. So geht er denn auch in der Entwicklung des Konzeptes für den Bau von sehr grundsätzlichen Überlegungen zur Funktion aus. Die Synagoge sieht er als etwas „im ewigen Wandel der Zeiten“ „sich ewig gleich geblieben[es]“<sup>19</sup> und sucht die Inspiration für seine Planungen bei den von ihm so genannten „alten Synagogen“<sup>20</sup>. Der Ausdruck „alte Synagogen“ umfasst dabei all jene Elemente aus Synagogen, die seiner Meinung nach die jüdischen Traditionen am besten verkörpern. Beim Entwurf für die Hietzinger Synagoge versucht er nun, „allen (...) traditionellen Gesichtspunkten“, die er zuvor aus den unterschiedlichen Gebäuden sowie archäologischen Forschungsergebnissen abstrahiert hat, „Rechnung zu tragen.“<sup>21</sup> Beginnend mit dem Inneren (Abb. 3) ist dies zunächst der Almemor, der an mittelalterlichen Vorbildern, wie etwa jenem in der Altneusynagoge in Prag, orientiert ist<sup>22</sup> und sich in der Mitte des Betraumes befindet. Für die Konzeption der Heiligen Lade hält Gorge als Symbol die alte Form einer tragbaren Truhe bei und positioniert sie vor der Ostwand, anstatt sie mit dieser baulich zu verbinden. Der Raum wird von Süden her betreten, sodass die Bundeslade nicht gesehen werden kann, bevor der Eintretende sich innerhalb des Raumes befindet. An der Südseite befindet sich ebenso die Frauengalerie, die sich in zwei Bögen zum Hauptraum hin öffnet.<sup>23</sup> Die Wände des Innenraums sind in weiß gehalten und weisen außer einigen dunklen Textilien keinerlei Schmuck oder gar Ornamentierung auf. Interessant zu bemerken ist auch, dass sich der Raum mit seinen großen Fenstern so präsentiert, dass er bestmöglich mit Tageslicht versorgt wird; es gibt keine zusätzliche künstliche Beleuchtung etwa von der Decke, lediglich um den Almemor und in der Nähe des Thoraschreins sind einige wenige Lampen vorgesehen.

Der Gesamtkomplex ist im Grundriss in zwei Hälften geteilt: die linke Seite bildet den Hauptraum der Synagoge, während sich die rechte um einen Brunnenhof gruppiert. Auf der rechten Seite befinden sich zudem im ersten Stock Gemeinderäumlichkeiten und im zweiten Stock der Bereich, der für die Frauen vorgesehen ist. Beide Stockwerke teilen sich eine gemeinsame Treppe, da der erste Stock zu Zeiten des Gottesdienstes nicht benutzt wurde, weil dann der gesamte Frauenbereich einschließlich der Treppe nicht von Männern betreten werden durfte. Der Eingang zur Synagoge befindet sich in einer Achse mit dem Brunnenhof, Frauen- und Männereingang sind direkt nebeneinander angelegt, die Gestaltung der Türen und des gesamten Eingangsbereichs ist sehr funktional und schlicht, keinesfalls imposant. Die Fassade ist mit Bruchstein verblendet und vermittelt somit den Grundsatz des vollständigen Abschließens des Baus gegen die Straße hin. Neben den Türen (außer dem Eingang gibt es noch zwei Notausgänge auf der linken Seite) und einigen rechteckigen Fenstern ist das einzige zusätzliche Gliederungselement ein Erker, der auf der Höhe des zweiten Stockes als Laufgang zum Sängerbalkon diente. Mit seiner Orientierung an den „idealen“ baugeschichtlichen Vorbildern sowie der genauen Übernahme bestimmter Details wie etwa des Almemor steht Gorge eindeutig in der Nachfolge des – in Wien so wichtigen



# Die Synagoge in Wien Hietzing

 Ulrike UNTERWEGER

Die Synagoge in der Eitelberggasse in Wien, erbaut in den Jahren 1926-28, stellt einen der Schlüsselbauten im österreichischen Kunstdiskurs der „Jüdischen Moderne“ dar. Nicht nur ist sie der einzige freistehende Synagogenbau, der in der Zwischenkriegszeit in Wien errichtet wurde, sondern auch der Entstehungsprozess und der diesen Prozess begleitende zeitgenössische Diskurs stellen einen wichtigen Gradmesser dar, um die Bedeutung eines solchen Projektes sowie die unterschiedlichen Positionen und Herangehensweisen dazu besser nachvollziehen zu können. Die vorliegende Arbeit bietet nun zunächst einen kurzen Einblick in den Diskurs um den Synagogenbau allgemein und setzt sich dann mit der Vorgeschichte des Baues auseinander – dem ersten Wettbewerb des Jahres 1912 und insbesondere mit dem Entwurf von Hugo Gorge sowie der Konkurrenz von 1924. Anschließend wird näher auf Arthur Grünberger, dessen Entwurf für die Synagoge in Hietzing schließlich verwirklicht werden sollte, und den Wettbewerb zur Errichtung eines Krematoriums am Wiener Zentralfriedhof eingegangen. Das nachfolgende Kapitel widmet sich dem Theoretiker des Synagogenbaus und Kulturkritiker Max Eisler und anhand seiner Person der Rezeption und Diskussion dieser künstlerischen und kulturpolitischen Problemstellung zu einer Zeit, die nicht zuletzt auch in ihrer zeitlichen Nähe zu den Schrecken des Nationalsozialismus zu sehen ist. Ein kurzer Abschnitt am Ende der Arbeit setzt sich dann auch mit dem weiteren Schicksal des Baus auseinander.

## Quellenlage und Forschungsstand

Es gibt zahlreiche zeitgenössische Quellen, in denen das Projekt der Synagoge Erwähnung findet. So publiziert etwa die Zeitschrift „Der Architekt“ sowohl unkommentierte Abbildungen der ersten Konkurrenz, eingereicht von Rudolf Perco und Ernst Lichtblau,<sup>1</sup> als auch – vier Jahre später – einen umfassenden Beitrag des Architekten Hugo Gorge über seinen Synagogenentwurf.<sup>2</sup> Ein Jahr nach dem zweiten Wettbewerb des Jahres 1924 veröffentlichte die Zeitschrift „Österreichs Bau- und Werkkunst“ einen von Max Eisler verfassten Artikel<sup>3</sup> über die Konkurrenz und die diversen Projektvorschläge, der auch eine theoretische Abhandlung zum Synagogenbau darstellt. Derselbe Autor zeichnet des weiteren verantwortlich für mehrere Artikel in „Menorah“, einer monatlich erscheinenden Zeitschrift „für die jüdische Familie“<sup>4</sup>, in denen er sich kritisch mit „jüdischer

Architektur“ auseinandersetzt und vor allem zur Zeit der Fertigstellung der Synagoge in der Eitelberggasse einen langen Artikel zum Wettbewerb und seinem Ergebnis verfasst.

Nach der Zerstörung in der Zeit des Nationalsozialismus findet die Synagoge zum ersten Mal wieder Beachtung in Hammer-Schenks Standardwerk über Synagogen in Deutschland, und zwar in Zusammenhang mit der Person Max Eisler im Abschnitt über „Theoretische Arbeiten zum Synagogenbau in den zwanziger Jahren“.<sup>5</sup> Auch Krinsky widmet der Synagoge in Hietzing eine lange und detaillierte Abhandlung, in der sie sich insbesondere dem ausgeführten Bau von Grünberger gegenüber sehr kritisch äußert.<sup>6</sup> Genée zeigt zum ersten Mal eine Innenansicht des ausgeführten Baues und er stellt die Synagoge in einen Kontext zu den anderen religiösen jüdischen Bauten, die in Wien errichtet wurden.<sup>7</sup> Hanisch und Kapfinger richten ihr Hauptaugenmerk auf den Aspekt des Wettbewerbes und dabei insbesondere auf die Entwürfe Neutras und bieten darüber hinaus eine sehr differenzierte Darstellung der Synagoge in ihrem historischen und lokalen Umfeld.<sup>8</sup>

## 1. Einleitung

In Wien war es seit der Vertreibung aus dem Zweiten Ghetto<sup>9</sup> den hier ansässigen Juden der Neubau eines Tempels nicht gestattet. Daher entwickelte sich eine Kultur vieler kleiner Betstuben, die in Privathäusern untergebracht waren. Dieser Umstand wurde erstmals durchbrochen, als in den Jahren 1824-26 nach Plänen von Josef Komhäusel der Stadttempel in der Seitenstettengasse errichtet wurde. Seine repräsentative Pracht entfaltet dieses Gotteshaus erst nach dem Betreten des Komplexes, da es hinter einer Wohnhausfassade versteckt angelegt ist und sich von außen um nichts von den angrenzenden Gebäuden unterscheidet. Die zweite wichtige

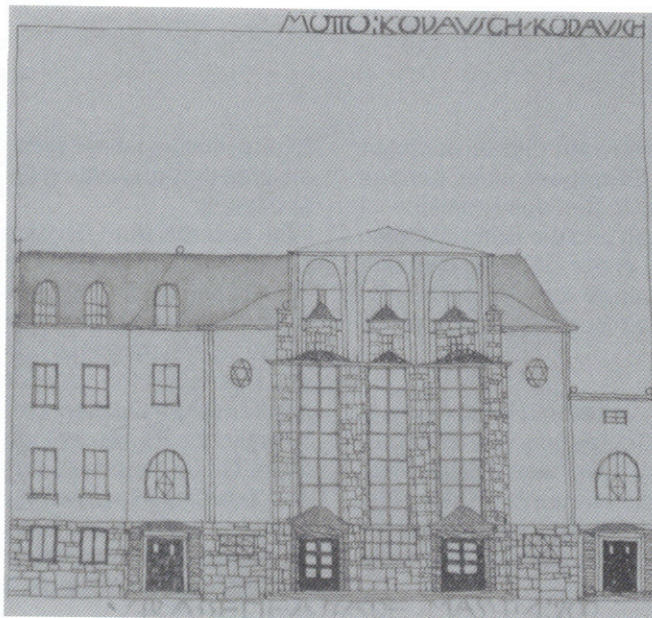


Abb. 1. Ernst Lichtblau: Entwurf für den ersten Wettbewerb, Fassade.

Synagoge, die in Wien errichtet werden sollte, war der so genannte „Leopoldstädter Tempel“ des Architekten Ludwig Förster. Die Stellung der Juden hatte sich zu diesem Zeitpunkt schon insoweit verändert, dass es möglich war, das Gotteshaus auch nach außen hin als solches erkennbar zu machen, ja sogar einen Bau monumentalen Charakters zu planen. Die imposante Anlage, bestehend aus einer großen Synagoge und zwei weiteren seitlichen Trakten, stellte den ersten sakralen jüdischen Bau in einer langen Reihe dar, die auch den Repräsentationsansprüchen der Gemeinschaft

religiösen Schriften vertiefen.

„Mir gefiel auch die neue Formulierung der Aguda, da der 'Geist der Tora' mir durchaus sympathisch war. Diese Formulierung war aber ein Stück orthodoxer Diplomatie, denn sie meinte gar nicht den Geist der Tora, sondern viel präziser den Buchstaben des Schulchan Aruch.“ (Von Berlin, S.56-57).

Scholem war durch seine Erziehung viel zu weit von der Orthopraxis entfernt, als dass diese eine große Anziehungskraft auf ihn haben könnte. Das verdeutlicht sein Ausspruch zu den Speisegesetzen, der Kaschrut: „Kaschrut zum Beispiel - Küchenjudentum - hatte wenig Attraktivität für mich.“

Scholem verließ die „Agudas Jisroel“ 1914. Er lernte aber bei anderen Lehrern - wie bei dem Rabbiner Ehrentreu in München - und im Selbststudium bis zu seiner Auswanderung nach Israel 1923. Die von Bleichrode geweckte Faszination der alten Quellen sollte sich mit seinem Interesse für Geschichte verbinden und einen Eckpfeiler für seine spätere Entwicklung bilden. Seine Rückkehr zum Judentum führte ihn weder zur Orthodoxie, noch zum reinen Nationalismus.

„Ich war nicht reif genug, um die Fronten und die unter so vielen Formeln versteckten Alternativen deutlich zu erkennen und habe etwa zwei Jahre gebraucht, um all diese Eindrücke aufzunehmen, und es brodelte vieles in mir durcheinander. Bestimmend blieb aber der Wunsch, die Quellen der jüdischen Tradition mir vertraut zu machen.“ (Von Berlin, S.62-63).

Bei Scholems Zionismus stand die geistig-kulturelle Erneuerung im Vordergrund.

„In diesem Zusammenhang ist auch zu sagen, dass ich mich dem Zionismus nicht zuwandte, weil mir die Errichtung eines jüdischen Staates (...) als Hauptziel der Bewegung dringlich und durchaus einleuchtend war (...). Sehr einflussreich waren dagegen Tendenzen, die die Besinnung der Juden auf sich selbst, auf ihre Geschichte und eine mögliche Wiedergeburt geistiger und kultureller, vor allem aber auch gesellschaftlicher Natur gerichtet waren. Wenn irgendeine Aussicht auf eine wesentliche Erneuerung bestand, in der das Judentum das ihm innewohnende Potential voll realisieren würde, so glaubten wir, könne das nur dort drüben geschehen, wo der Jude sich selbst, seinem Volk und seinen Wurzeln begegnen würde.“ (Von Berlin, S.61).

Scholem begann früh eine Richtung einzuschlagen, die sehr von Rebellion bestimmt war, wie seine Opposition gegen seinen Vater Arthur und das deutsch-assimilierte Judentum der Familie.

„Mein Herr Sohn betreibt lauter brotlose Künste. Mein Herr Sohn interessiert sich für Mathematik, für reine Mathematik. Ich sage zu meinem Herrn Sohn: Was willst du? Als Jude hast du keine Chance auf eine Universitätslaufbahn. Du kannst keine bedeutende Stellung bekommen. Werde Ingenieur und geh auf die Technische Hochschule, da kannst du soviel Mathematik in deinen Mußestunden machen, wie es dir passt. Nein, mein Herr Sohn will nicht Ingenieur werden, nur reine Mathematik. Mein Herr Sohn interessiert sich für Jüdischkeit. Ich sage zu meinem Herrn Sohn: Bitte, werde Rabbiner, da kannst du soviel Jüdischkeit haben wie du willst. Nein, mein Herr Sohn will auf gar keine Weise Rabbiner werden. Brotlose Künste.“ (Von Berlin, S.71).

Arthur fühlte sich als „deutscher Patriot“. Er lehnte die kommunistischen Aktivitäten seines Sohnes Werner ebenso als „Landesverrat“ ab, wie die späteren zionistischen seines Sohnes Gershom, der ihn mit

Hebräisch-lernen, Talmud-lesen und Emigration konfrontierte. Arthur griff die Ideen von Werner und Gershom vehement an. Für ihn bedeutete Kommunismus und Zionismus eine Kampfansage an die politischen Denkweisen seiner Schicht und der Untergang des deutsch-assimilierten Judentums. Eine sehr bezeichnende Stelle findet sich in einem Brief von ihm an Gerhard von 1917:

„Solltest Du aber Deiner antideutschen Gesinnung irgendwie erkennbaren Ausdruck geben, so würde ich das Tischtuch zwischen uns ebenso zerschneiden, wie ich es mit Werner - leider zu spät - getan habe.“ (Mutter und Sohn im Briefwechsel, S.14).

Diese harten Worte schrieb er zu einer Zeit, in der ihre Beziehung bereits hoffnungslos zerrüttet war.

„Zwei weitere Tage später erhielt mein Vater die offizielle Mitteilung der Behörde, dass sein Sohn [gemeint ist der Bruder Werner] verhaftet und wegen Landesverrat vor ein Kriegsgericht kommen würde. Es gab eine fürchterliche Szene am Mittagstisch. Als ich gegen eine seiner Behauptungen leisen Einspruch erhob, bekam er einen Wutanfall. Er hätte nun genug von uns beiden. Sozialdemokratie und Zionismus - alles dasselbe, kriegsgegenerische und deutschfeindliche Umtriebe, die er in seinem Haus nicht weiter dulden würde. Er wolle mich nicht weiter sehen.“ (Von Berlin, S.92-93).

Wie ernst der Vater diesen heftigen Vorwurf gemeint hatte, zeigt die Tatsache, dass er seinem Sohn einen Tag später einen eingeschriebenen Brief schickt:

„Ich habe mich entschlossen, für Dich nicht mehr zu sorgen (...). Du hast bis zum 1. März meine Wohnung zu verlassen und wirst sie ohne meine Erlaubnis nicht mehr betreten.“ (Mutter und Sohn im Briefwechsel, S.13).

Allein Scholems Mutter sorgte dafür, dass auch weiterhin der Sohn finanziell und materiell unterstützt wurde. Scholem, der Mathematik und Philosophie studierte, hatte in den Jahren 1915-1919 zaghafte begonnen, auch kabbalistische Texte zu studieren. Dann ging er nach München, um in der dortigen Handschriftenabteilung ein intensives Quellenstudium zu betreiben. Sein Interesse für Kabbala war durch Einfluss ostjüdischer Gelehrter, wie Salman Rubaschow, aber auch Walter Benjamin und Martin Buber entstanden. Ein bedeutender Ort für Scholem war hierbei die Berliner Pension Struck, in der er seit seinem Auszug aus dem Elternhause wohnte. In Gesprächen mit Menschen wie Salman Rubaschow, Samuel Josef Agnon und Micha Berdichevsky entdeckte Scholem Juden, die, anders als die deutschen Zionisten, sich trotz aller Abkehr von der Orthodoxie, als Juden, als Volk, betrachteten und tief im Inneren mit dem Judentum verbunden waren. Als er sich zu einer Dissertation über Kabbala entschloß, übernahm er von der „Wissenschaft des Judentums“ das Werkzeug, eine streng rationalistische Philologie, eventuell von Benjamin das Problem der Sprachtheorie und angeregt von Buber und den ostjüdischen Beziehungen den Stoff: die Kabbala. Als er einige der kabbalistischen Meditationen auch versuchte praktisch auszuprobieren, musste er allerdings feststellen, dass sie „geistesverwüstend“ seien. Daher blieb er zeitlebens bei der rein theoretischen Beschäftigung mit der faszinierenden Materie. Scholem sah in der verschütteten und vielfach geschmähten Kabbala einen Teil der jüdischen Geistesgeschichte, der revolutionäre und anarchistische Utopien aufwies. Er stellte sich die Frage, ob nicht dieses „unterirdische“ Judentum das „eigentliche“ sei. Scholem suchte die jüdische Totalität, die er in seiner persönlichen Umgebung vermisste. Er fahndete nach Wegen zum echten Kern des Judentums. Das Judentum bestand für ihn aus einer pluralistischen

## Gershom Scholems Weg „Von Berlin nach Jerusalem“



Klaus DAVIDOWICZ

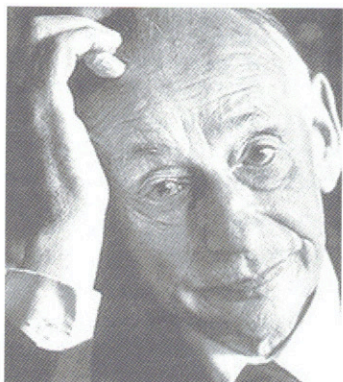


Foto: A. Bernheim, Jerusalem.  
Courtesy of the Hebrew  
University of Jerusalem

Erst langsam beginnt man die Bedeutung der Autobiographie als interessante historische Quelle zu erkennen. Eine der spannendsten Autobiographien stammt von Gerhard Gershom Scholem (1897-1982), der vor allem als Kabbala-Erforscher bekannt ist. Mit 80 Jahren veröffentlichte er 1977 seine Jugend-erinnerungen unter dem Titel „Von Berlin nach Jerusalem“. In zehn Kapiteln lässt er seinen intellektuellen Werdegang

Revue passieren und liefert dabei ein manchmal sarkastisch – polemisches Bild des Berliner Judentums der Weimarer Republik. Er erzählt - wobei er geschickt berlinerische Redewendungen einfließen lässt - von seiner Familie, dem Studium, dem ersten Weltkrieg und wie er als engagierter Zionist schließlich nach Jerusalem auswanderte. Mit dem Hinweis auf seine Antrittsvorlesung an der Hebräischen Universität (1925) enden diese lebhaft erzählten Erinnerungen, in denen Scholem auf einzigartige Weise auch berühmte Zeitgenossen wie Hermann Cohen, Martin Buber, Franz Rosenzweig oder Walter Benjamin porträtiert. 1982 erweiterte er diesen Band für die hebräische Übersetzung, wobei er aber nicht über den gesteckten Rahmen „bis 1925“ hinausging. Er betonte in dieser erweiterten Ausgabe für das israelische Publikum die Schilderung des frühen Zionismus. 1994 erschien dann schließlich posthum eine überarbeitete Fassung der deutschen Ur-Fassung, in der die fehlenden Teile aus der hebräischen Version – sichtbar kursiv gestellt - eingearbeitet wurden. Mittlerweile sind leider beide Ausgaben vergriffen. Wer sich für Scholems weiteren Werdegang und seine oft heftigen Auseinandersetzungen mit berühmten Persönlichkeiten des jüdischen Lebens, wie Martin Buber oder Jacob Taubes, interessiert, muss auf den mittlerweile veröffentlichten Briefwechsel zurückgreifen.

Gerhard (Gershom) Arthur Scholem wurde 1897 als Sohn einer jüdischen Familie in Berlin geboren. Seine Familie war ein Musterbeispiel des deutsch-assimilierten Judentums. Hier fand man die jüdische Tradition nur noch rudimentär. Die abweisende Haltung zur jüdischen Tradition war für die Zeit kein besonderer Einzelfall, wie wir bei den Erinnerungen von Schalom Ben-Chorin oder Ernst Simon sehen können. Nach einer Statistik von 1927 lebten 1925 172.672 Juden in Berlin. Das waren 4,3 % der Gesamtbevölkerung. Die Mehrheit der Juden Berlins gehörte der liberalen, „deutsch-gesinnten“ Gruppierung an. Sie sollten ihre schärfsten Gegner in den Zionisten finden, die die Juden als ein Volk, eine Nation sahen. Der Zionismus mit seinem nationalen Ideal sah sich von Anfang

an in Deutschland im Kampf mit der sogenannten Assimilation. Das lag auch zum großen Teil daran, dass die Emanzipation und die bürgerliche Gleichberechtigung eher dem Wunschenken, als der Wirklichkeit entsprach. Die Gleichberechtigung mußte doch letztendlich immer wieder individuell errungen werden. So lesen wir bei Jakob Wassermann oder Hermann Cohen, die beide bedeutende Vertreter und Verteidiger der deutsch-jüdischen Kultur waren, wie schwer der tatsächliche Alltag von Deutschtum und Judentum gewesen war. Große Teile der nicht-religiösen Jugend spürten diese Doppelbödigkeit. So auch Scholem, der das „deutschtümeln“ Verhalten der Generation seiner Eltern eine Selbsttäuschung nannte.

„Ich empfand die Atmosphäre in meinem Elternhaus, einem jüdischen Bürgerhaus liberaler Färbung, in der das Jüdische eine untergeordnete oder gar keine Rolle spielte - die empfand ich als inadäquat, und ich wehrte mich dagegen und fand, dass meine Eltern in ihrem Anspruch auf das Deutsche sich selber täuschten.“ („...und alles ist Kabbala“, Gershom Scholem im Gespräch mit Jörg Drews, München 1980, S.36.)

Der Zionismus setzte bei dieser Orientierungslosigkeit an und leistete vor allem bei der Jugend entscheidende Hilfe bei der Findung ihrer eigenen jüdischen Identität. Die aufgegebenen jüdischen Tradition wurde nun ersetzt durch ein, oft inhaltsloses, Bekenntnis zum Zionismus. Antizionismus, deutscher Patriotismus und Ablehnung des Rituals waren die Hauptnennner der liberalen Schicht, der seine Eltern angehörten. Die Familie war aus einem Städtchen Niederschlesiens nach Berlin zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingewandert. In diesem Zeitabschnitt von der Auswanderung aus Schlesien bis zur Geburt Gershom Scholems in Berlin kann man auch den Weg von der Orthodoxie (Großvater Solm) bis zu einer fast völlig substanzlosen Auffassung des Judentums (Vater Arthur) verfolgen, den die Familie gegangen war.

„Der Übergang in unserer Familie von der Orthodoxie zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur bereits totalen Assimilation zu Beginn des 20. Jahrhunderts war ein Zeitraum von drei Generationen - von meinem Großvater durch meinen Vater zu meiner eigenen Generation. In der dritten Generation war die Assimilation vollendet oder es schien zumindest so.“ (Scholem, *Devarim be-go*, Band 1, Tel Aviv 1976 [hebräisch], S.11)

Die jüdischen Riten wurden in der Familie Scholems verwässert, teilweise lächerlich gemacht und in ihr Gegenteil verkehrt.

„Bei uns zu Hause gab es nur wenige wahrnehmbare Relikte des Jüdischen, so etwa im Gebrauch jüdischer Redewendungen, die mein Vater zwar vermied und deren Gebrauch er uns verbot, meine Mutter aber gern verwandte(...) Vom jüdischen Ritual wurden bei uns nur die als Familienfeste geltenden Freitagabende und der Sederabend eingehalten, wo alle Scholems bei der Großmutter und später bei meinem Vater oder turnusmäßig bei einem seiner Brüder zusammenkamen. Der Kiddusch, der hebräische Sabbatessen, wurde dabei noch – nach

zu bieten zu den Waffen griffen, stand da ganz allein ein Volk, das bereits über 20 Jahre vor Ausbruch dieses Krieges den Kampf gegen England und die Juden aufgenommen hatte. Dieses Volk ist unser arabisches Volk. Gegen die Engländer und die hinter ihnen versteckten Juden...führt das arabische Volk [...] einen rastlosen Kampf [...] Zu diesem Zweck hat das arabische Volk sein edles Blut nicht geschont. Das vergossene Blut der Märtyrer ist das Wasser des Lebens. Es hat den arabischen Heldenmut weiter gestärkt, wie ein trockener Boden durch das Wasser wieder auflebt. Der Märtyrertod ist der Schutzbaum, in dessen Schatten Wunderpflanzen wieder aufblühen.“ Des weiteren rief er die Araber auf, an der Seite der Achsenmächte zu kämpfen. Denn: „Die jüdische Raubgier beschränkt sich nicht auf Palästina allein, sondern Israel begehrt die übrigen arabischen Länder [...] Werden aber Großbritannien und seine Alliierten, wie erwartet und ersehnt, den Krieg verlieren, so wird die jüdische Gefahr für die arabischen Länder beseitigt ...“

Tatsächlich bestand nur in einem Punkt zwischen Nationalsozialisten und ihren arabischen Gesprächspartnern weitgehendes Einverständnis: in der „Judenfrage“ und dem Antisemitismus. Im Februar 1941 bezeichnete es das Oberkommando der Wehrmacht als Vorteil, dass „wir den Arabern keine nur „erträgliche“ Regelung der Judenfrage in Palästina zu versprechen brauchen, sondern mit gutem Gewissen den Arabern auf diesem Gebiet jede Konzession machen können.“ Hinter dieser Formulierung verbarg sich im Kern die Ausweitung des Holocaust auf Palästina, die Ribbentrop als „Beseitigung der jüdisch-nationalen Heimstätte“ bezeichnete. Entsprechende Pläne waren, wie die neueste historische Forschung zeigt, aktualisiert worden und vor allem der Mufti Amin el-Husseini war aktiv in entsprechende Vorbereitungen verstrickt. Konkrete Daten über eine Einsatzgruppe, die in Palästina hätte tätig werden sollen, liegen vor. Immerhin ist neben seinen vielfältigen Kontakten auch eine direkte Kommunikation des Mufti mit dem Judenreferat des RSHA nachweisbar. Kurze Zeit nach seinem ersten Zusammentreffen mit Himmler stattete el-Husseini dem Referatsleiter IV B 4, Obersturmbannführer Adolf Eichmann einen Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit vermittelte Eichmann seinem höchst beeindruckten Zuhörer anhand zahlreicher Statistiken und Karten einen intensiven Einblick in den Stand der „Lösung der europäischen Judenfrage“ durch das Dritte Reich. Der Mufti seinerseits teilte ihm mit, er habe bereits eine Zusage Himmlers erhalten, dass nach dem Sieg der Achsenmächte einer der Judenberater aus Eichmanns Referat mit ihm nach Jerusalem kommen solle, um die dort virulenten Fragen praktisch anzugehen. Eichmann, der von der Person des Mufti offenbar sehr eingenommen war, traf ihn in der Folge noch mehrere Male.

Die Einnahme Tobruks durch den Afrikakorps unter der Führung von Erwin Rommel und der Vormarsch bis 100 km vor Alexandria im Juni 1942 wirkte sowohl für das RSHA als auch für el-Husseini als Startsignal für die Konkretisierung des Vernichtungsvorhabens. Zum Glück für die Menschheit wurde der Plan, den Nahen Osten durch eine Zangenbewegung von Nordafrika auf der einen und vom Kaukasus auf der anderen Seite unter deutsche Kontrolle zu bringen, von den Alliierten Armeen vereitelt.

Am 6.5. 1943 richtete der Mufti einen langen Brief an den bulgarischen Außenminister, in dem er ihn auf „die jüdische Gefahr für die gesamte Welt“ aufmerksam machte und die Achsenmächte wegen ihrer antijüdischen Maßnahmen lobte. Aus einer Erklärung im britischen Unterhaus, habe er erfahren, „dass die Verhandlungen mit der bulgarischen Regierung zur Auswanderung von 4000 jüdischen Kindern und ihrer 500 erwachsenen Begleiter geführt haben, und dass sie nach Vollendung der Vorbereitung die Reise nach Palästina antreten werden.“

El-Husseini beendete seinen Brief mit der Bitte die Ausreise der jüdischen Kinder nicht zu gestatten, und diese lieber nach Polen zu schicken, denn „die Auswanderung der Juden nach den arabischen Ländern und insbesondere nach Palästina“ verstoße „gegen die wichtigsten Lebensinteressen des arabischen Volkes, das in jeder Hinsicht an der Seite der Achse und ihrer Verbündeten steht“. Ausserdem kämen die Juden ihrem Ziele „der Errichtung eines jüdischen Nationalstaates“, was von England, Amerika und Russland unterstützt werde, näher. „Ich möchte mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass es sehr angebracht und zweckmäßiger wäre, die Juden an der Auswanderung aus Ihrem Land zu hindern, und sie dorthin zu schicken, wo sie unter starker Kontrolle stehen, z.B. nach Polen. Damit entgeht man ihrer Gefahr und vollbringt eine gute, dankbare Tat dem arabischen Volk gegenüber...“

Ähnliche Schreiben richtete der hohe muslimische Würdenträger auch an die Regierungen Ungarns und Rumäniens.

Der Mufti hielt anlässlich der Eröffnung des Islamischen Zentralinstituts in Berlin 1942 eine Rede, in der er einerseits islamisch-fundamentalistisch argumentierte: „Zu den erbittertsten Feinden der Muslime, die ihnen seit altersher Feindseligkeit bekundet und allenthalben mit Tücke und List begegneten, gehören die Juden und ihre Helfershelfer.“ Andererseits war er nicht nur ein religiöser Eiferer. Um Judenhass zu verbreiten, griff er immer wieder auf die zentralen antisemitischen Stereotypen der NS-Ideologie zurück, wie eine andere Passage dieser Rede zeigt: „In England sowohl wie in Amerika herrscht nur der jüdische Einfluß, es ist derselbe jüdische Einfluß, der hinter dem gottlosen Kommunismus steht, welcher allen Religionen und Grundsätzen abhold ist; er ist es, der die Völker auch in diesem zermürbenden Kriege aufeinander gehetzt hat, deren tragisches Schicksal allein den Juden zugute kommt. Die eingefleischten Feinde der Muslime sind die Juden und ihre verbündeten Engländer, Amerikaner und Bolschewisten.“

Die Nazis unterstellten den Juden die Taten, die sie selbst an den Juden begingen. Am 24. Dezember 1941 erschien in der zweiwöchentlich erscheinenden „Die Judenfrage“ der Aufsatz „Jüdische Pläne zur Vertreibung der Araber aus Palästina“. Die [Pläne], „die Araber aus Palästina auszuweisen, um sie in unfruchtbaren Wüstengegenden Arabiens dem sicheren Hungertode preiszugeben, sind zwar so ungeheuerlich, daß man ihre Verwirklichung kaum glauben kann, sie sind aber kennzeichnend für die skrupellose Gesinnung, die dem Weltjudentum und der Plutokratie gemeinsam ist“, 2. April 1942.

Heute versucht man die Kollaboration des Mufti zu verharmlosen und im Gegenzug Zionisten zu beschuldigen, sie hätten mit dem „Dritten Reich“ zusammengearbei-



Mag. Herbert Tumpel, Präsident der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien, wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID ein gutes neues Jahr.

wien.arbeiterkammer.at



# Sponsored by Wiener Stadtwerke

→ KUNST- UND KULTURSPONSORING SEHEN DIE WIENER STADTWERKE ALS SELBSTVERSTÄNDLICHE PFLICHT – AUCH WEIL IN WIEN DAS KULTURELLE ANGEBOT EIN WICHTIGER TEIL DER IDENTIFIKATION IST.

Die hohe Wiener Lebensqualität wird jedes Jahr eindrucksvoll durch die weltweit durchgeführte Mercer-Studie belegt. Mit ihren Infrastruktur-Dienstleistungen und durch die Förderung des kulturellen Angebotes tragen die Wiener Stadtwerke wesentlich zu diesem Erfolg bei. Die Unterstützung von kulturellen Aktivitäten ist für Generaldirektor Felix Joklik eine von vielen Verbindungen des Unternehmens zur Stadt: „Wir demonstrieren damit, wie wir uns die Erfüllung unseres kommunal ausgerichteten Auftrags vorstellen.“

**Im Dienste der Kunst.** Für das reibungslose Funktionieren der Stadt braucht man Strom, Gas, Fernwärme, öffentliche Mobilität, Telekommunikationsleistungen, Bestattungsleistungen und vieles mehr. Darüber hinaus ist Kultur ein unverzichtbarer Teil der Wiener Lebensqualität. Mit ihrem Engagement bei Wien-affinen Kulturaktivitäten wirken die Wiener Stadtwerke als Impulsgeber im öffentlichen Raum. Sie unterstützen das regionale Kulturleben unter anderem als Sponsor des MuseumsQuartier Wien, der Wiener Festwochen und des Wien Museums. [www.wienerstadtwerke.at](http://www.wienerstadtwerke.at)



Foto: Wien Museum

Der Otto Wagner-Pavillon am Karlsplatz ist eine der 18 Außenstellen des Wien Museums. Bei der Ausstellungs-Themenpalette gibt es kaum ein Thema, bei dem die Wiener Stadtwerke als Infrastruktur-Dienstleistungskonzern nicht in irgendeiner Form präsent sind.



Schalom!  
Alles Gute für Rosch Haschana  
und die folgenden Festtage,  
Frieden auf der Welt  
wünscht

**Ferdinand Glatz**  
Bezirksvorsteher Stv.  
von Währing

Bezirksvorsteherin-Stv.  
Wien-Innere Stadt



**Willibald Pfeiffer**  
wünscht allen LeserInnen  
des DAVID  
ein schönes neues Jahr!

## Interview mit S.E. Botschafter Prof. Andrei Corbea-Hoisie

Botschafter von Rumänien in der Republik Österreich



*David: Exzellenz, Sie sind ein renommierter Literaturwissenschaftler. War der Wechsel in die Diplomatie für Sie schwierig?*

Botschafter Prof. Dr. Dr. h.c. Andrei Corbea-Hoisie: Natürlich war es ein großer Schritt, in den diplomatischen Dienst einzutreten. Wissenschaftler zu sein, das ist natürlich meine berufliche, meine persönliche Identität, auf die ich nicht verzichten möchte. Allerdings habe ich als Botschafter eine Reihe von Aufgaben zu erfüllen, die es mir zur Zeit sehr schwer machen, aktiv zu forschen.

Erleichtert wurde mir der Schritt dadurch, dass ich mich mit der mittelosteuropäischen, auch der österreichischen Geschichte, Kultur und Literatur seit langem intensiv beschäftigt habe. Im rumänischen Außenministerium glaubte man, dass meine Kenntnis der Geschichte und Politik Mittelosteuropas eine gute Voraussetzung sei, Rumänien im Ausland angemessen vertreten zu können. Seit September 2005 bin ich jetzt Botschafter in Wien. Es ist eine schöne und wichtige Aufgabe.

*Was hat letztlich den Ausschlag für Ihre Entscheidung gegeben, die Universitäts- gegen die Botschafts-atmosphäre zu tauschen?*

Das Angebot kam zu einem für Rumäniens weitere europäische Integration wichtigen Zeitpunkt. Ich sagte schließlich zu, weil ich dachte, dass mein Vorrat an Kenntnissen hilfreich bei der Realisierung dieses zentralen Anliegens meines Landes sein könnte.

*Ich kann mir vorstellen, dass Ihnen diese Entscheidung dennoch schwer gefallen sein muss. Sie haben nämlich einen beeindruckenden wissenschaftlichen Lebenslauf mit*

*zahlreichen Publikationen, Gastprofessuren und Auszeichnungen.*

Ich habe mich immer bemüht, alles sehr gründlich zu machen. Nach dem Sturz Ceausescus war eine der wichtigsten Aufgaben die Reform des Hochschulwesens, bei der ich mich intensiv engagierte. Beispielsweise übernahm ich im Jänner 1990 die Leitung des Verlages der Alexandru Ioan Cuza-Universität Jassy oder habe neue Studiengänge wie Publizistik und Kommunikationswissenschaften initiiert und bis 2006 koordiniert. Auch war ich Mitglied des Universitätssenats. Insgesamt habe ich für außerwissenschaftliche Aufgaben – eigentlich war meine Hauptfunktion ja Vorstand des Instituts für Germanistik – sehr viel Zeit aufgewendet, was aber kein Manko darstellt. Diese Tätigkeiten waren wichtig, um die Universitätsautonomie zu stärken.

*Die intellektuelle und finanzielle Situation der rumänischen Universitäten muss nach 1989 sehr schwierig gewesen sein.*

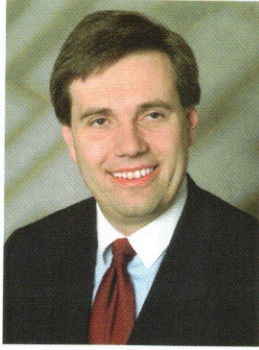
Unter dem Ceausescu-Regime hat es eine strenge politisch-ideologische Kontrolle gegeben. Aber natürlich war es der Obrigkeit nicht möglich, jede Vorlesung oder wissenschaftliche Veranstaltung zu kontrollieren. Eine gewisse Freiheit bestand schon. So habe ich 1985/86 eine Lehrveranstaltung über die Zensur im Dritten Reich abgehalten. Meine Studenten haben die Anspielungen natürlich verstanden. Offene Kritik zu üben, war aber nicht möglich. Die Kontrolle der Kommunistischen Partei war zwar effektiv – doch liberale Ideen konnten nicht verdrängt werden. „Die Gedanken sind frei“ – das alte Lied hat noch immer recht!

Generell hatten die Naturwissenschaftler einen größeren Spielraum als die Geisteswissenschaftler. Aber auch sie waren aufgrund des Mangels an Büchern und der Schwierigkeit, ins Ausland zu reisen, vom internationalen Fortschritt isoliert. Nach 1989 war es deshalb wichtig, hier wieder den Anschluss zu finden. Doch weil es insgesamt wenig Geld gab, waren die Universitäten auf Drittmittelfinanzierung angewiesen. Der Staat hat sich hier vielleicht etwas zu früh zurückgezogen.

*Kehrten nach der Wende viele exil-rumänische Wissenschaftler an die Universitäten zurück?*

Es kamen sehr wenige. Die Situation war für sie nicht gerade einladend und mit vielen Unsicherheiten behaftet, also ganz anders als etwa im Falle von West- und Ostdeutschland. Wir mussten daher mit den beschränkten gegebenen Mitteln arbeiten. Dennoch gelang es uns, eine grundlegende Reform des Hochschulwesens durchzuführen: eine Dynamisierung und Flexibilisierung, wobei wir viel von westeuropäischen Vorbildern lernen konnten.

*Von Europa lernen – dieses Stichwort führt direkt zur Frage der EU-Mitgliedschaft. Welche Erwartungen verbinden die Rumänen mit dem bevorstehenden EU-Beitritt?*



Dr. Matthias Tschirf  
Klubobmann der Wiener ÖVP

Der Landtagsklub  
der Wiener ÖVP  
wünscht allen  
jüdischen Mitbürgern  
ein glückliches neues Jahr.



ÖVP Klub der Bundeshauptstadt Wien,  
Rathaus, 1082 Wien, Tel. 4000 - 81955  
[www.oevp-wien.at](http://www.oevp-wien.at)



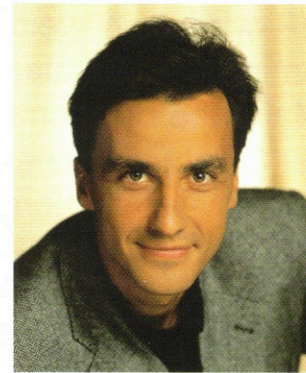
Den Lesern der Kulturzeitschrift  
DAVID wünschen wir zum Rosh  
Hashana-Fest ein friedliches Neujahr,  
in dem sich für alle Töchter und Söh-  
ne Israels die Hoffnung auf Fruchtbar-  
keit und Glück erfüllt, die von der ural-  
ten Tradition des in Honig eingetauch-  
ten Brotes symbolisiert wird.

**Prof. Dr. Dr. h.c.**  
**Andrei Corbea-Hoisie**  
Botschafter von Rumänien in der  
Republik Österreich

**Den jüdischen Mitbürgern  
in unserem Lande  
wünscht  
zum Neujahrsfest 5767  
alles Gute!**



**HANS NIESSL**  
Landeshauptmann  
von Burgenland



**Geschätzte jüdische Gemeinde!  
Sehr geehrte Damen und Herren!**

Als Bürgermeister der Landeshauptstadt  
Graz möchte ich Ihnen und Ihren Familien  
anlässlich des Neujahrsfestes einen „guten  
Rutsch“ wünschen. Mögen die kommenden  
Monate für Sie Frieden, Freude und Zufrie-  
denheit bringen.

Alles Gute!

Ihr Siegfried Nagl



## Liebe Leser des „DAVID“

anlässlich des bevorstehenden Jahreswechsels möchte ich die Gelegenheit nutzen, Ihnen Allen ein gutes und friedliches neues Jahr 5767 zu wünschen.

Das vergangene Jahr war vor allem für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, aber auch weltweit gespickt mit unzähligen – überwiegend traurigen - Ereignissen. Deshalb möchte ich an dieser Stelle mit ihnen gemeinsam noch einmal auf einige bedeutende Geschehen blicken:

Am 30. April verstarb - plötzlich und unerwartet - mein Vorgänger im Amt, der langjährige Präsident des Zentralrates, Dr. h.c. Paul Spiegel sel.A. Bis heute hat die jüdische Gemeinschaft den schmerzlichen Verlust, der ein tiefes Loch in die Herzen der Juden in Deutschland gerissen hat, längst nicht überwunden - dieser wird noch lange zu spüren sein. Die Beerdigung und Trauerfeier in Anwesenheit von Bundespräsident Horst Köhler und Bundeskanzlerin Angela Merkel setzten ein eindrucksvolles Zeichen für die Persönlichkeit Paul Spiegels und für die Bedeutung des Zentralrats der Juden in der deutschen und internationalen Öffentlichkeit. Alle Mitglieder des Präsidiums, mich eingeschlossen, werden versuchen, seinen eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Die kriegsähnliche Krise im Nahen Osten, die im Sommer dieses Jahres im Norden Israels und im Süden des Libanon tobte, bedrückt nicht nur die Juden in Deutschland nachhaltig. Die Hoffnungen auf einen baldigen Frieden für Israel, die vor gut einem Jahr im Anschluss an den Rückzug aus dem Gazastreifen wach wurden, haben sich nicht erfüllt - vielmehr sind sie nach diesen kriegerischen Wochen in weite Ferne gerückt. Der Dauerbeschuss mit Kassam-Raketen aus dem Gazastreifen durch die Terrororganisation Hamas und mit Raketen der Hisbollah aus dem Libanon sowie die Entführung israelischer Soldaten haben alle zarten Friedensbemühungen zunichte gemacht. Die Verbindung der Hisbollah zum Iran sind eindeutig, zumal Irans Machthaber im vergangenen Jahr immer wieder lautstark verkündete, dass eines seiner zentralen politischen Ziele die Vernichtung des Staates Israel sei. Wir alle sind aufgerufen, uns diesem gefährlichen Staatsterror entgegen zu stellen.

Holocaust-Leugner, Antisemiten und Rassisten gibt es leider nach wie vor in Deutschland: In Potsdam wurde im April ein Deutsch-Äthiopier aufgrund seiner Hautfarbe fast tot geschlagen; im sächsisch-anhaltinischen Pretzien wurde im Juni das Tagebuch der Anne Frank verbrannt, angeblich kannten selbst die herbeigerufenen Polizisten den Titel des Buches nicht! Das zeigt deutlich, dass die Erinnerungskultur und die Holocaust-Erziehung in Deutschland auf den Prüfstand müssen, da die Rechtsradikalen gerade unter Jugendlichen nach wie vor einen erheblichen Zulauf haben.

Aber wir sollten uns auch der positiven Ereignisse erinnern: Im November beschloss die Ratsversammlung erstmalig, drei Landesverbände der Union progressiver Juden in den Zentralrat der Juden aufzunehmen, und im März gab es das erste offizielle Gespräch zwischen deutschen Rabbinern und dem Vatikan. Ein weiterer wichtiger Schritt im christlich-jüdischen Dialog.

Dann ein positiver Höhepunkt im vergangenen Sommer – die überaus erfolgreiche Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland. Obwohl das deutsche Team das Finale knapp verpasst hat, war das vierwöchige Turnier geprägt von ausgelassener Feierlaune und einem gesunden friedlichen Patriotismus, der weit über unsere Grenzen hinaus zu spüren war.

5766 endete nicht zuletzt mit einem ganz besonderen historischen Ereignis: In Dresden wurden zum ersten Mal nach der Shoah Rabbiner ordiniert. Drei Absolventen des Abraham-Geiger-Kollegs erhielten im Rahmen einer gemeinsamen Feierstunde des Zentralrats der Juden, der Jüdischen Gemeinde Dresden und der Union Progressiver Juden ihre *Smicha*. Ich halte das für eine hoffnungsvolle Entwicklung für die Zukunft. Wir brauchen gute Rabbiner und Lehrer im Interesse unserer erfreulicherweise stetig wachsenden jüdischen Gemeinschaft.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen *Le-Shana tova!*

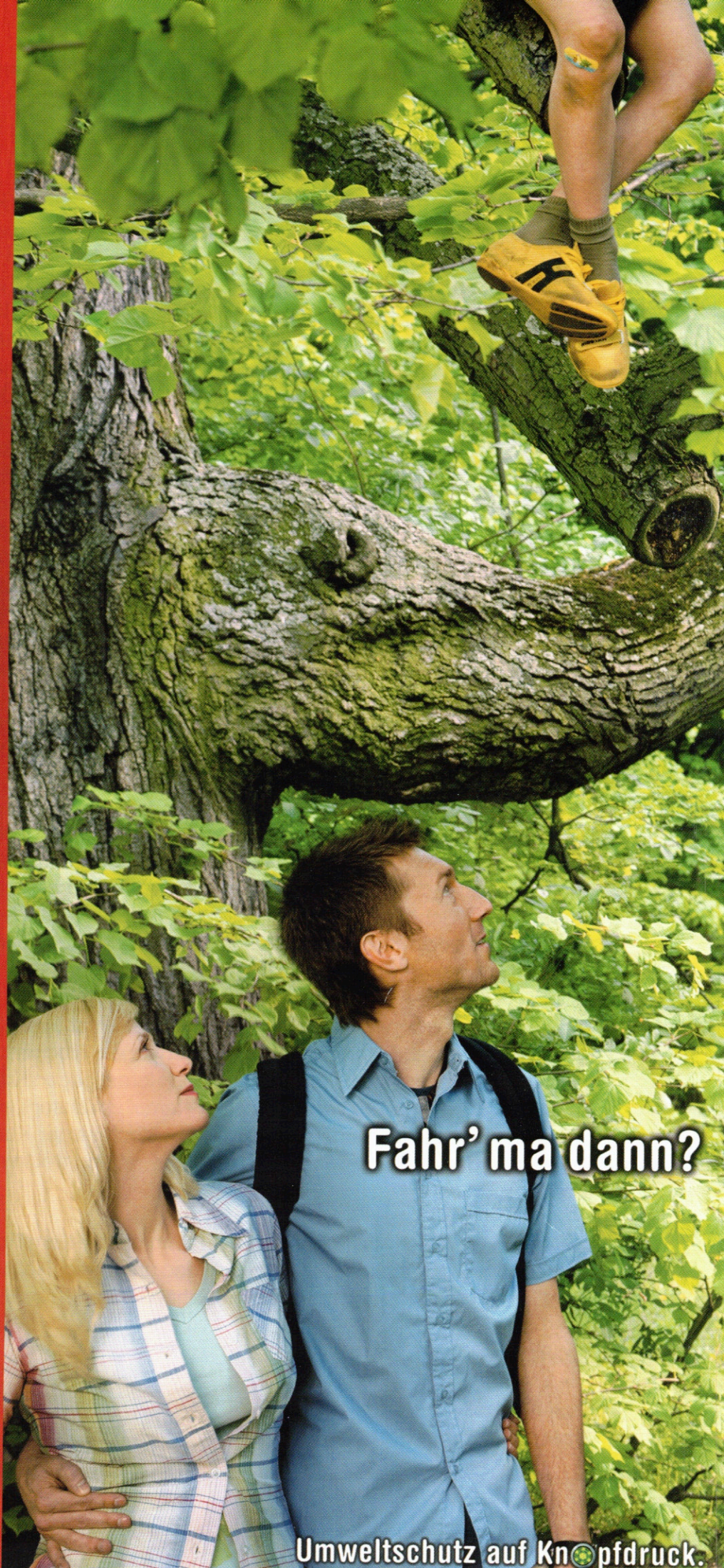
Ihre

**Charlotte Knobloch**

Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland



**WIENER LINIEN**  
Die Stadt gehört Dir.



**Fahr' ma dann?**

Umweltschutz auf Knopfdruck.



Besinnt man sich der Wurzeln Europas, so ist die jüdisch-christliche Tradition neben der Antike nicht wegzudenken. So war und ist auch der Beitrag des Judentums in Österreich von unschätzbarem großem Wert. Deshalb ist dieser nach wie vor unendlich gefragt und erbeten – nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa.

Die jüdische Kulturzeitschrift DAVID hat es sich seit 1989 zur Aufgabe gemacht, einerseits die ganze Bandbreite der jüdischen Kultur in Österreich und im deutschsprachigen Raum, andererseits die jüdische Geschichte und Volkskunde im Allgemeinen lebendig zu halten. Dieser Beitrag zum gelebten Kulturaustausch, zur Förderung des christlich-jüdischen Dialogs und der Völkerverständigung ist enorm wertvoll für uns alle, denn jedes Bemühen um bessere Verständigung

trägt auch zu mehr Toleranz, Akzeptanz und Frieden bei.

In diesem Sinne wünsche ich allen Leserinnen und Lesern des DAVID sowie all meinen jüdischen Landsleuten ein friedvolles und gesegnetes Neujahrsfest!

**Dr. Erhard Busek**

Sonderkoordinator des Stabilitätspakts für Südosteuropa  
Vorsitzender des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa



Das gleichberechtigte Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Religionen zu ermöglichen, ist eine der großen gesellschaftlichen Herausforderungen der kommenden Jahre. Nur eine Gesellschaft, die nicht diskriminiert, nicht ausgrenzt und sich keine „Randgruppen“ schafft, ist auch in der Lage, die in ihr liegenden Talente und kreativen Kräfte zur Geltung kommen zu lassen.

Aufgabe der Politik ist es, ein gesellschaftliches Klima zu ermöglichen, das von gegenseitigem Respekt und demokratischem Umgang geprägt ist.

Mögen wir diesem Ziel im Jahr 5767 ein Stück näher kommen, wünsche ich der jüdischen Gemeinde Österreichs und uns allen zu Rosch Ha-Schana!

**Gunther Trübwasser**

Klubobmann der Grünen im Oö. Landtag



Ich möchte allen jüdischen MitbürgerInnen im Namen der Salzburger Landesregierung die herzlichsten Grüße für das kommende Jahr übermitteln. Jüdische und nichtjüdische ÖsterreicherInnen sind vereint in der Hoffnung, dass Israel endlich Frieden mit seinen Nachbarn finden möge. Mögen die Bemühungen der internationalen Staatengemeinschaft und Europas für ein friedliches Miteinander von Erfolg gekrönt sein. Keine Mutter soll im neuen Jahr mehr um Ihre Kinder fürchten müssen.

**LH Mag<sup>a</sup>. Gabi Burgstaller**



VzBgmIn. Grete Laska



Mag<sup>a</sup>. Renate Brauner



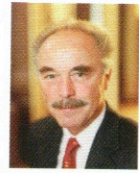
Werner Faymann



Mag<sup>a</sup>. Ulli Sima



Bgm. Dr. Michael Häupl



VzBgm. Dr. Sepp Rieder



Dr. Andreas Mailath-Pokorny



DI Rudolf Schicker



Mag<sup>a</sup>. Sonja Wehsely

*Wir wünschen  
allen jüdischen  
Bürgern und Bürgerinnen  
in unserem Lande  
und allen Lesern des DAVID  
ein gesegnetes und friedvolles  
Neujahrs-Fest 5767!*



**Zum Neujahrsfest wünsche ich der  
gesamten jüdischen Gemeinde sowie  
allen Leserinnen und Lesern des  
David alles Gute!**

Vielfältigkeit und Offenheit sind wichtige Voraussetzungen dafür, dass ein Land politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich aufblüht. Wir werden daher auch in Zukunft alles daran setzen, dass Antisemitismus und Intoleranz in unserer Gesellschaft keinen Platz haben und mit allen demokratischen Mitteln bekämpft werden. In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde in ganz Österreich, insbesondere unseren jüdischen Freunden in den Steiermark, ein friedvolles Neues Jahr. Möge es ein Jahr im Geiste des gegenseitigen Respekts sein.

**Mag. Franz Voves**  
Landeshauptmann der Steiermark



Zum bevorstehenden Rosch-Ha-Schana-Fest 5767 wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID alles Gute!

Dieses Fest soll im Zusammenhang mit den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit Anlass zur Besinnung und zum Innehalten sein, es soll aber auch ein Fest der Gemeinsamkeit und des Dialoges sein.

Möge unser Zusammenleben geprägt sein von Offenheit und Vielfalt, von Verständnis und Toleranz sowie Respekt und Akzeptanz. Der Weg des Miteinanders darf niemals verlassen werden, denn nur so können wir eine Basis und auch eine Zukunft des Friedens schaffen.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde ein friedvolles Neujahrsfest.

**Erster Landeshauptmann-Stellvertreter der Steiermark  
Hermann Schützenhöfer**

## **Grußbotschaft von EU-Kommissarin Dr. Benita Ferrero-Waldner zum Neujahrsfest 5767**

Als EU-Kommissarin für Außenbeziehungen möchte ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und insbesondere der Lesergemeinde der Kulturzeitschrift „David“ meine besten Wünsche zum diesjährigen Neujahrsfest Rosh Hashanah übermitteln.

Seit vielen Jahren setzt sich die Zeitschrift „David“ mit jüdischer Kultur und Tradition in Geschichte und Gegenwart auseinander. Sie liefert Bausteine zum Dialog der Religionsgemeinschaften und damit auch zum europäischen Einigungswerk. Denn ohne den Reichtum der jüdischen Kultur, die mit an der Wiege unseres Kontinents stand, kann es keine geistige Einheit Europas geben.

Dieses klare Bekenntnis zur „Einheit in Vielfalt“ und zu einem gemeinsamen Wertefundament Europas ist heute besonders wichtig. Denn im Lichte neuer Bedrohungen unserer Freiheit müssen wir Europas Identität stärken und gleichzeitig Sicherheit und Reformen entschlossen nach außen strahlen, gerade in unsere Nachbarschaft. Ein starkes, verantwortungsvolles Europa im internationalen Konzert ist daher in unser aller Interesse.

Möge das kommende Jahr geprägt sein von Frieden und Sicherheit für uns alle!



**Dr. Benita Ferrero-Waldner**  
**EU-Kommissarin für**  
**Außenbeziehung**  
**und Nachbarschafts-**  
**politik**



## **Bundeskanzler Dr. Wolfgang Schüssel**

Aus Anlass des bevorstehenden Neujahrsfestes 5767 übermittle ich allen Leserinnen und Lesern, sowie der Redaktion der Kulturzeitschrift DAVID meine besten Wünsche.

Ich weiß mich mit Ihnen eines Sinnes, dass unsere sehnlichsten Wünsche dem Friedensprozess im Heiligen Land gelten.

Die wichtigste Basis für Frieden – hier wie dort – ist der Dialog, den wir auch im kommenden Jahr immer suchen wollen.

**Zum Neujahrsfest Rosch Haschana 5767 übermittle ich der Lesergemeinde des DAVID meine besten Glückwünsche.**

**Zudem wünsche ich allen Leserinnen und Lesern alles erdenklich Gute im persönlichen und beruflichen Bereich.**

**Mögen wir alle dieses neue Jahr in Frieden und Sicherheit verbringen können!**



**Ich wünsche Ihnen allen ein gutes Neues Jahr –  
Shana Tova u Metuka**

**Ursula Plassnik  
Außenministerin**

Leser verdanken Magris viel an Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit zwischen ihren jeweiligen Literaturen und Kulturen. Dem deutschsprachigen Leser hat er Umberto Saba und Ippolito Nievo nahe gebracht, den Italienern Franz Grillparzer, Arthur Schnitzler, Joseph Roth, Georg Büchner oder Elias Canetti. Für ihn gilt: Grenzen sind lebenswichtig, aber nicht als Abschottung gegenüber der Welt. Deshalb vielleicht auch seine Liebe zum Fließenden. Flüsse münden schließlich immer in das grenzenlose Meer.

Er verdanke Österreich und dessen Kultur sowie seinen österreichischen Freunden sehr viel, sagte Magris in seiner Dankesrede anlässlich der Preisverleihung. Die Freunde seien der Grund dafür, dass er heute in den Spiegel schauen könne. Mit einem Augenzwinkern zitierte er am Schluss seiner Rede Robert Musil: „Oft wurde in Österreich schon ein Genie für einen Lümmel gehalten, nie aber ein Lümmel für ein Genie.“



*Der Preisträger Claudio Magris*

In seiner Würdigung erinnerte Bundeskanzler Wolfgang Schüssel an die Geschichte des österreichischen Staatspreises für europäische Literatur. Nach der Teilung Europas in Ost und West waren sich alle Realisten darüber einig, dass der Eiserne Vorhang die zentraleuropäische Herzzone zerteilt hatte. Der damalige Unterrichtsminister Heinrich Drimmel wollte einige der gewaltsam durchtrennten uralten Fäden der gemeinsamen europäischen Geisteskultur wieder miteinander verknüpfen. „Drimmels kulturpolitisches Konzept zugunsten der europäischen Literatur war das erste, das die von den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges gezogene Trennlinie nicht mehr anerkannt hat“, so Schüssel.

Der österreichische Staatspreis für europäische Literatur sollte seinen Empfängern in Osteuropa Hilfe bringen, indem er ihnen durch die Anerkennung Schutz gab und eine Öffentlichkeit schuf, die in der Heimat der Schriftsteller Mut machen sollte. Der im Jahr 1965 erstmals vergebene Preis ging daher folgerichtig an renommierte Schriftsteller im östlichen Europa, die sich in ihren Werken kritisch mit dem kommunistischen System auseinandersetzten: Zu

Ihnen zählten etwa Zbigniew Herbert, Václav Havel oder Slawomir Mrozek. Erst zu seinem fünfundzwanzigsten Jubiläum konnte der österreichische Staatspreis für Literatur im Jahr 1989 in die Normalität entlassen werden. Claudio Magris wurde diese Auszeichnung im heurigen Jahr für die Förderung der mitteleuropäischen Kultur zuteil.

„Wir würdigen einen Dichter, der auch ein Lehrer ist – ein Lehrer freilich, der Fabeln und Exempel aus den Büchern der Weltliteratur und vorzugsweise aus der Wiener und Prager, aus der galizischen, der Triestiner Poesie – kurz: der Mitteleuropäischen Poesie – schöpft“, so Bundeskanzler Schüssel.

Magris habe viel getan, um den Ruf Mitteleuropas zu stärken, erinnerte Kunststaatssekretär Morak in seiner Rede. Morak erinnerte an das in den Achtziger Jahren erschienen Buch „Triest – Eine literarische Hauptstadt in Mitteleuropa“. In diesem Buch würden in faszinierender Vielfalt die Spannungen aufgezeigt, die diese „Stadt an vielen Grenzen“ zu einem Vorort der Moderne gemacht haben. „Dieses Buch macht hellhörig für die Stimmen der Ränder, der Grenzräume und Peripherien“, so Morak.

Der Band lässt erahnen, wie reich die Kultur in der Mitte Europas einmal war und wie zerbrochen sie heute ist - oder auch nur scheint, wie Magris vielleicht vorsichtiger sagen würde. Die Scherben sind nicht verschwunden, sondern überall in Triest, einer Stadt an der Grenze von Zeit und Raum, noch auffindbar. Triest ist für Magris nichts mehr als eine Chiffre für die mitteleuropäische Kultur, in der die „Verteidigung des Marginalen und Peripheren, des Vergänglichen, Schwachen und Unbedeutenden gegen die anmaßenden großen Synthesen und ihre Opferung des Individuellen im Namen irgendeines Allgemeinen eine der vornehmsten Aufgaben ist.“

Über sein Wirken als Schriftsteller schrieb Magris einmal: „Jeder Schriftsteller, ob er es nun weiß oder nicht, ist ein Grenzgänger, sein Weg führt immer an Grenzen entlang. Er demontiert, er entwertet und führt Werte und Bedeutungen neu ein, er versucht, die Welt in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen und hebt ihn wieder auf, in einer Bewegung ohne Unterlass.“ ■



*Staatssekretär Franz Morak, Claudio Magris, Jole Zanetti, Bundeskanzler Wolfgang Schüssel*

## Leserbrief

Zum Artikel: VERFOLGT – VERTRIEBEN - ERMORDET von Frau Heide Liebhart im David, 13. Jahrgang Nr. 48, April 2001.

Sehr geehrter Herr Beresin!

Durch Zufall habe ich am heutigen Tag, 25 Juni, Ihre Zeitschrift DAVID (Nr. 48) entdeckt. Ich war mehr als überrascht, die Namen der Liesinger Juden und deren Schicksal zu finden.

Mein Name ist Ilse Voss, geborene Machauf aus Liesing. Leider wurde unser Name in der Erinnerungsgeschichte nicht richtig geschrieben (statt Machauf steht Machow auf Seite 15). Mein Vater hieß Ignaz Machauf und mein Bruder, der damals 12 Jahre alt war, Kurt Machauf. Meine Eltern hatten damals das Elektrogeschäft und unsere Wohnung in der Wienerstrasse 14 und besaßen zu Beginn der 30er Jahre eine der ersten Benzinpumpen in Liesing

Meine Mutter und ich sind März 1939 nach England geflüchtet. Mein Vater und mein Bruder hatten auch am 1. September 1939 die Genehmigung nach England zu kommen, waren jedoch durch den Kriegsausbruch verhindert. Sie wurden beide 1941 nach Lodz deportiert. Diese Information erhielten wir von der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien.

Der Hutmacher Eduard Czerner und Gattin Gesella (statt Czerner steht Tscherna auf Seite 15) wurden ebenfalls 1941 nach Polen deportiert. Die Tochter JULIE wohnt heute in Boston, USA.

Ilse Machauf Voss  
Ithaca, NY, USA

## Nachträge

Nachtrag zum Artikel: "Synagoge in Hohenems - eine wechselvolle Geschichte", erschienen im David Nr. 69, Juni-Ausgabe 2006:

Bedauerlicherweise wurde im Rahmen der redaktionellen Kürzungen der Hinweis weggelassen, dass die Firma Lacha & Partner GesmbH. für die Renovierung des Synagogengebäudes in Hohenems als Bauherr und Finanzier fungiert hat. Firma Lacha & Partner GesmbH. hat sich in den vergangenen Jahren sehr dafür eingesetzt, dass das jüdische Viertel mit sehr alter Bausubstanz erhalten bleibt und renoviert wird.

Wir bedauern sehr!

Die Redaktion

Ergänzung zum Artikel: "Ignaz Nathan Reiser" von Heidrun Weiss, erschienen im DAVID, Nr. 45, Juli 2000: Bedauerlicherweise wurden zu diesem Artikel folgende wichtige Quellenangaben nicht zitiert:

1. Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Matrikenamt und Friedhofsamt.
2. Ausgelöscht – vom Leben der Juden in Mödling (S. 89 -100), herausgegeben von Roland Burger, Franz M. Rinner und Franz R. Strobl mit Beiträgen von Gebhard König, John Morissey und Karlheinz Pilcz, erschienen in der Edition: „Umbruch, Mödling - Wien, 1988.

Wir bedauern sehr!

Die Redaktion

לשנה טובה תכתבו

**Rudolfine und Mag. Dr. Susanna  
STEINDLING**

wünschen allen Verwandten,  
Freunden und Bekannten  
ein glückliches neues Jahr.

Univ. Prof.

**Dr. ALEXANDER ROSEN**

Facharzt für

Geburtshilfe und Frauenheilkunde,

T.: 330 44 92, -Alle Kassen-

Univ. Prof.

**Dr. HARALD ROSEN**

Facharzt für Chirurgie

3430 Tulln, Rudolf-Buchingerstr. 5,

T.: 02272/82122, -Alle Kassen-

wünschen allen Patienten, Freunden,

Verwandten und Bekannten

ein schönes Neujahrsfest!

## Der Schofar und die Umkehr – Gedanken zu den „Hohen Feiertagen“

 Klaus DAVIDOWICZ

Die Töne des Schofars sind das faszinierendste und zugleich unheimlichste Element der „Hohen Feiertage“. Selbst diejenigen unter den Gottesdienstbesuchern, die eigentlich nur noch zum Smalltalk die Synagoge an den Feiertagen aufsuchen, bleiben von diesen Klängen nicht unberührt. Wie heißt es im Tanach:

„Oder wird in die Posaune gestoßen in der Stadt, und das Volk sollte nicht erschrecken?“ (Amos, 3,6).

Die Tora berichtet aber nicht nur vom Gebrauch des Schofars an „Rosch Ha-Schana“, dem „Tag des Posaunenschalls“ (Numeri 29,1), sondern auch von anderen Gelegenheiten, wie Prozessionen und Kriegssignalen. Auch bei der Offenbarung am Sinai war „mächtig starker Posaunenschall“ (kol schofar chazak) zu hören. So wird ebenfalls in der Gegen-

wart das Schofar bei unterschiedlichsten besonderen Anlässen geblasen, wie z. B. bei der Rückkehr nach Jerusalem im „Sechstage Krieg“. Und im vergangenen Jahr wurde Papst Benedikt VI beim Besuch der Kölner Synagoge ein Schofar geschenkt, nachdem der dortige Oberrabbiner Ehrenberg dem Papst zu Ehren das Horn geblasen hatte.

Der große jüdische Denker Sa'adja Gaon (882 – 942) nannte zahlreiche Gründe für das Schofarblasen. Darunter ist auch der folgende:

„Der Schofar soll uns 'aus dem Schlaf des Jahres wecken' und uns sagen: Ihr sündigen Menschen, die ihr so tief in die Unlauterkeiten der Welt verstrickt seid, besinnt euch endlich! Im Himmel wird ja schon geprüft, was ihr dies Jahr hindurch getan habt, es ist Zeit zur Umkehr!“

Der bedeutendste jüdische Religionsphilosoph des Mittelalters, Moses Maimonides (1135-1204), führte diesen Aufruf zur Umkehr noch weiter aus:

„Erwacht, ihr Schläfer, aus eurem Schlaf und ihr Schlummernden, wacht auf aus eurem Schlummer! Und denkt über eure Taten nach; gedenkt eures Schöpfers und kehrt zu ihm in Reue zurück. Seid nicht solche, die die Wirklichkeit versäumen, weil sie Schatten nachjagen, und die ihre Jahre in der Suche nach eiteln Dingen verschwenden, die nicht erlösen und keinen Gewinn bringen. Sorgt euch um eure Seelen und achtet auf eure Handlungen; ein jeder verlasse seine falschen Wege und seine unrechten Gedanken und kehre zurück zu Gott, damit Er sich eurer

erbarme.“ (Maimonides, Mischne Tora, Hilchot Tschuwa, III, 4)

Wie wir alle wissen, sind die Tage zwischen Rosch Haschana und Jom Kippur die „Tage der Umkehr“. Eine Zeit der Selbstfindung, Selbsterforschung vielleicht auch der Reue über Taten des vergangenen Jahres.

Was bedeutet Umkehr? Maimonides beleuchtet zunächst einmal die Bereitschaft zur Umkehr:

„Was ist vollkommene Umkehr? Kommt für einen die Gelegenheit wieder, bei der er einmal gesündigt hat, und es liegt nun bei ihm, die Sünde wieder zu begehen, er begeht sie aber nicht um der Umkehr willen und nicht aus Angst oder mangelnder Kraft, so ist der ein vollkommen Umkehrender.“ (Maimonides, Mischne Tora, Hilchot Tschuwa,

II,1) Maimonides erklärt den hohen Status des Umkehrenden, wobei ihm das Bekenntnis der Schuld sehr wichtig ist:

„Wer hochmütig ist und seine Sünden nicht bekannt macht, sondern sein Unrecht verhüllt, dessen Umkehr ist keine vollkommene.“ (Maimonides, Mischne Tora, Hilchot Tschuwa, II,5) Umkehr und Reue sind natürlich auch Themen, die im Christentum eine große Rolle spielen. Eine sehr schöne Kritik an der „last-minute-Reue“ nach einem sündigen Leben lässt Hugo von Hofmannsthal den Teufel in seinem „Jedermann“ sprechen:

„Sitzt einer hier unter euch allen,  
Der ins Gesicht mir tät bestreiten,  
Dass dieser Mensch mir ist verfallen!...

Wenn eins sein Leben brav sich regt  
Und nur auf uns sein Tun anlegt,  
Recht weislich, fest und wohlbedacht,  
Recht Stein auf Stein und Tag auf Nacht,

Wird solch ein wohlbeständig Ding  
In einem Augenzwinkern neu?...

Ich wollt, dass er im Feuer läg.  
Und kommt in einem weißen Hemd  
Erzheuchlerisch und ganz verschämt.“ (Hugo von Hofmannsthal, Dramen 3, Frankfurt a. M. 1979, S.68-71)

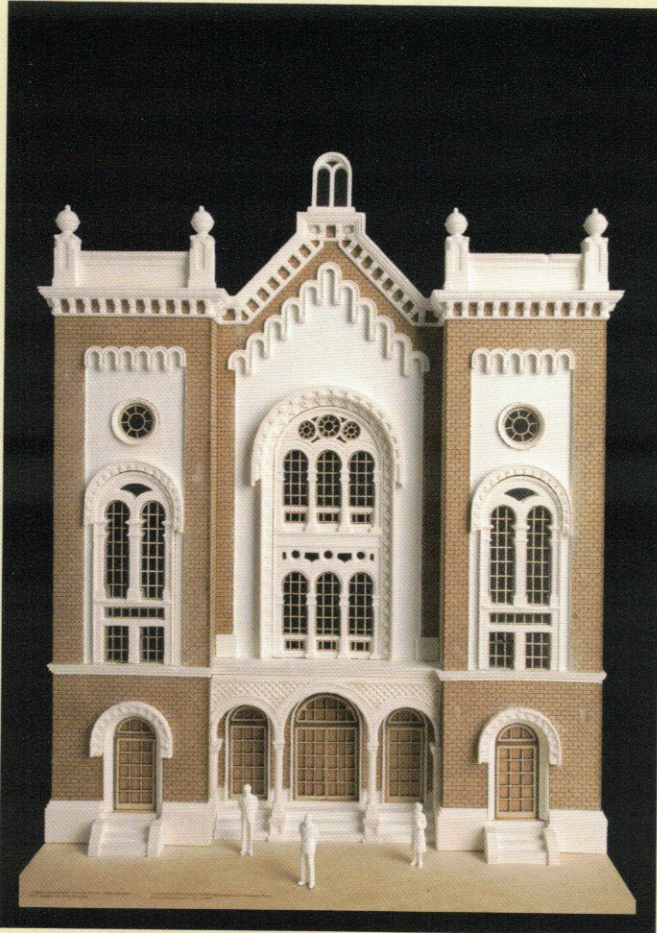
Aber was bedeutet heute überhaupt „Umkehr“? Sind die hochfliegenden Gedanken eines Maimonides außerhalb des traditionellen Judentums und der 613 Gebote überhaupt noch ansprechend? Viele werden über ihn nur lächeln und sich mit intellektuellen Phrasen in den spöttisch-kritischen Tempel der Distanzierung zurückziehen.

Daneben sind wir überall konfrontiert mit religiösem Fana-

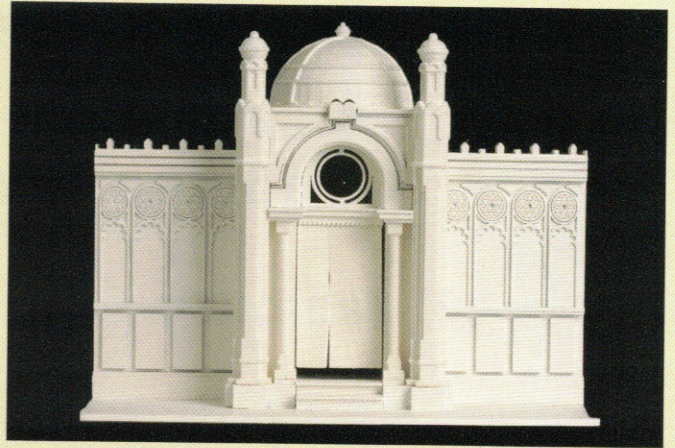




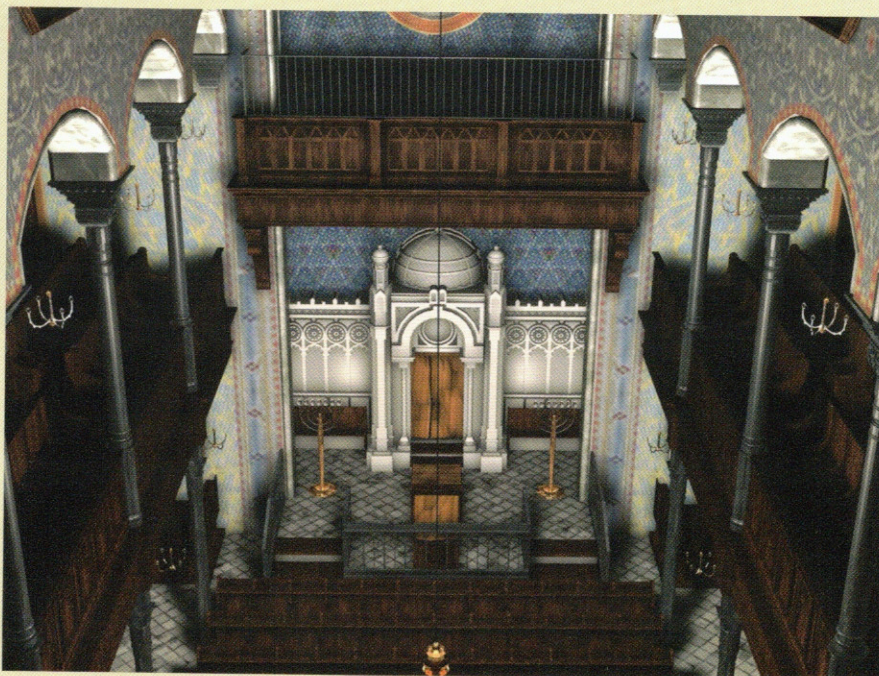
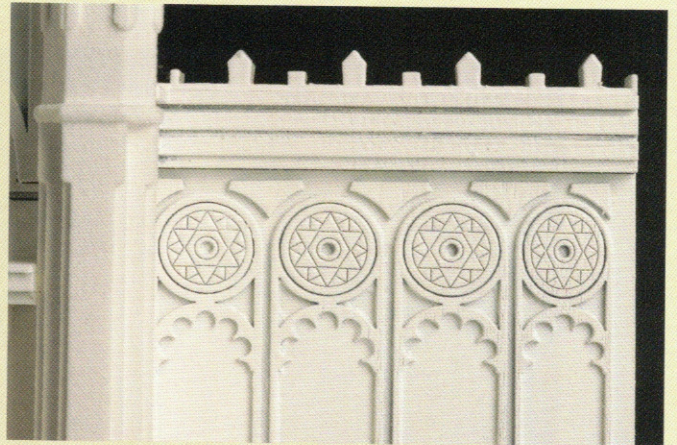
# Rekonstruktion der Synagoge in Wien-Währing.



Westfassade der Synagoge in Wien Währing



Toraschrein: Überblick und Detailausschnitt



Rekonstruktion des Interieurs

Zum Titelbild: Rekonstruktion der Synagoge in Wien-Währing mit Situierung im Innenhof des Hauses Schopenhaustraße 39.